



Recueil du concours de nouvelles de l'UFR de Langues étrangères

Thème : Oser

Édition 2022

Sommaire

Préface	1
Allemand	
Composition du jury	3
Prix de la plongée dans l'intériorité : Sie brannte, Frederik Delpuech	5
Prix de l'ancrage historique : Das treibende Holzboot, Léo-Paul Motte	11
Prix de l'originalité et de l'humour : Wagen oder Picky Pikant, Raphaëlle Duhamel	17
Anglais	
Composition du jury	23
Prix de la réécriture : The pig behind the Slaughter, Aicha-Rose Mbareck Monet	25
Prix de la contre-utopie : Count Down, Dounia Condamin	29
Prix du suspense : Curio, Benjamin Friel	35
Espagnol	
Composition du jury	41
Premier prix ex aequo : Libertad, Natalia Hincapié Zapata	43
Premier prix ex aequo : Ensueño, Mariana Moreira Dias	47
Deuxième prix : DOS BATALLAS, DOS PALABRAS, Isabela Berrío Ramírez	53
Français	
Composition du jury	57
Premier prix : Le chercheur du soleil, Mouna El Kassemi	59
Deuxième prix : Comment vivre la vie de vos rêves ?, Susan Atiomo	63
Troisième prix : Si tout va bien – Oser, Victoria Mileson	69
Italien	
Composition du jury	75
Premier prix : La piccola insalata, Lilou Terracol	77
Deuxième prix : Il mio inferno e il mio paradiso, Omaima Taoui	81
Troisième prix : La Bestia, Julia Huguenet	85
Russe	
Composition du jury	89
Prix de l'intertextualité et du second degré : Мое признание, Viachaslau Mushynski	91
Prix du choix féminin : ЗАБЕГ, Elyn Thibault	97
Prix de la créativité : Чёрно-белое бытие, Lola Sibut	101

Préface

L'année 2022 marque la cinquième année du concours de nouvelles en langues étrangères à l'UFR LE. C'est avec bonheur que les membres du jury ont lu les plus de cinquante nouvelles qui ont été proposées cette année au concours et c'est avec la plus grande peine qu'elles et ils les ont départagés pour décerner trois prix par langue. Cette année encore, les étudiant.es inscrit.es à l'UFR LE ont soumis des nouvelles de grande qualité littéraire, culturelle et linguistique et le départage n'en est que plus difficile.

Toutes les nouvelles ne peuvent pas être primées, mais nous vous encourageons tout.es à continuer dans l'écriture créative et à continuer de prendre du plaisir à écrire dans vos langues.

Merci à tout.es les étudiant.es d'avoir participé au concours et aux enseignant.es de l'UFR qui ont participé aux différents jurys. Nous aimerions aussi remercier l'UFR dans son ensemble, Véronique Jude, qui apporte son soutien au concours depuis de début, mais aussi Anne Boitard qui s'est lancée dans l'aventure cette année, Géraldine Grégoire, qui fait toujours un travail impeccable de communication, Christelle Jullien, qui assure la diffusion de l'information et toute l'équipe de la BUFR pour leur aide, en particulier Julie Darnand et Léna Durin qui ont fait un super travail autour du concours !

Éléonore Cartellier

Allemand

Composition du jury

Myriam Geiser, MCF en langue et littérature allemandes

Linda Goll, Assistante d'allemand (DAAD)

Frauke Jacobsen, lectrice d'allemand

Sophie Lorrain, MCF en civilisation allemande

Natacha Rimasson-Fertin, MCF (HDR) en langue et littérature allemandes

Lara Sepcke, lectrice d'allemand

Sie brannte

Frederik Delpuech

"Ich war schon immer viel mehr wie alle anderen, als ich dachte. Ich glaube, dass die Menschen, die den anderen am ähnlichsten sind, diejenigen sind, die glauben, dass sie am meisten anders sind." Das hatte Lola an ihrem zwanzigsten Geburtstag in ihr Tagebuch geschrieben. Sie nahm sich nur selten Zeit zum Schreiben, obwohl ihr den ganzen Tag über alle möglichen Gedanken durch den Kopf gingen. Sie zog es vor, zu lesen oder Musik zu hören. Immer wieder die gleichen Lieder. Die Lieder, die sie als Teenager entdeckt hatte. Als ihr Geist für die Kämpfe und den Zorn brannte, die sie in sich trug. Lola war schön, sie war schön, weil sie schlicht war. Vielleicht musste man das erkennen können, aber es war unbestreitbar. Ihre Poesie verwirrte manchmal die Menschen, die sich mit ihr unterhielten. Sie wirkte oft desinteressiert und fehl am Platz. Sie war nicht beleidigt, sondern segelte einfach in ihren Gedanken, die oft melancholisch waren. Lola glaubte nicht an viele Sachen, aber sie hoffte, dass sie eines Tages die Liebe kennen würde. Sie hatte sich noch nie richtig verliebt, aber sie liebte die Vorstellung, zu lieben. So sehr, dass sie ihr Leben an der Seite eines Menschen verbringen wollte. Ein Mädchen oder ein Junge, das war ihr egal. Es war die Liebe, die sie liebte.

Sie hatte beschlossen, nach dem Sommer ihres 20. Geburtstags eine Pause von der Schule zu machen, um etwas Geld für eine mehrwöchige Reise zu verdienen, die ihr ihr Leben lang in Erinnerung bleiben sollte. Lola hatte es geschafft, in ihrer kleinen Stadt als Postbotin angestellt zu werden. In Pulsnitz, in der Nähe von Dresden. Briefträgerin, das war die Freiheit. Das war sie allein auf ihrem Fahrrad.

Das war einen Kaffee zu trinken mit den Menschen, die tagsüber zu Hause blieben. Es bedeutete, ihre Arbeit am frühen Nachmittag zu beenden und weiterhin die Sonne genießen zu können, die noch auf den Park schien, in dem sie sich gerne niederließ, um zu lesen, bevor sie sich mit ihren Freunden traf, um etwas zu trinken oder ins Kino zu gehen.

An einem Morgen, der noch mehr wie jeder andere Morgen schien, sah Lola in einer Straße, durch die sie täglich ging, einen jungen Mann in ihrem Alter, der auf der Ladefläche eines Lastwagens saß, der zu dem Bauhof der Stadt zu gehören schien. Der Junge schien nicht wirklich zu wissen, was er dort tat. Er schien vom Himmel gefallen zu sein, so lange sah er ihn an. Ihre Blicke trafen sich für einige Sekunden und keiner von beiden wollte diese Verbindung unterbrechen. Er war groß und schlank, er hatte eine dunkle Hautfarbe, schwarze Haare und kleine braune Augen. Lola war erstaunt, dass sie ihn nicht kannte. Das Stadtviertel war nicht so groß und jeder kannte jeden. Er sah ihr in die Augen und machte den Eindruck, als hätte er noch nie etwas so Schönes gesehen. Sie dachte, sie hätte etwas Seltsames im Gesicht und fuhr sich mit der Hand über die Nase, als würde sie einen Fleck abreiben. Es gab tatsächlich etwas Seltsames in ihrem Gesicht, aber es war unbeschreiblich. Er schien auf dem Mond zu leben, sie auch. Vielleicht hatten sie sich dort kennengelernt?

Sie sah ihn am nächsten Tag und an allen folgenden Tagen wieder. Sie lächelten sich in den ersten Tagen nur schüchtern an und winkten sich dann zu. "Woran denkt er?", fragte sich Lola. Sie sah an ihm etwas, das sie berührte. Seine Art, sie anzuschauen oder so zu tun, als hätte er sie nicht gesehen. Sie spürte, dass er zu schüchtern war, um derjenige zu sein, der den anderen zuerst ansprechen würde. Sie musste es tun, weil er sie so faszinierte. Lola versprach sich, dass sie eines Tages ihre Pause in der Nähe des Ortes machen würde, an dem er eine Hecke schneiden oder die Stadtpflanzen gießen würde. Genau das tat sie einige Tage später. Sie stellte ihr Fahrrad an einer Bank ab und setzte sich hin, um ihren Schokoriegel zu essen, während sie darauf wartete, dass er sich ihr unauffällig näherte. Schon bald sah sie ihn kommen und begann ein kleines Gespräch.

"Nicht zu schwer?", fragte sie.

"Nein, es geht. Auch wenn es wirklich keine Leidenschaft ist", antwortete er mit einem leichten Lächeln.

Sehr schnell bemerkte Lola an seinem Akzent, dass er kein Deutscher war. Sie fragte ihn und schnell erklärte er ihr, dass er aus Guatemala kam, einem sehr kleinen Land unterhalb von Mexiko. Er hatte in der Schule Deutsch gelernt und wollte Europa kennenlernen. Sie erfuhr auch, dass er zwei Straßen weiter allein in einem Zimmer wohnte, das von einer

schrecklich geizigen Familie vermietet wurde, die er die "Thénardier" nannte. Er liebte Literatur, zumindest mehr als sie, weil sie den Witz nicht verstand.

Die Unterhaltung war zwar kurz, aber flüssig. Es war seltsam, dass alles so selbstverständlich wirkte. Die beiden verstanden sich sehr schnell und sehr gut. Als sie ihn fragte, ob er Freunde in der Gegend habe, erzählte er ihr, dass er in einem Zug einen jungen Franzosen getroffen hatte, der Harry Potter las und ihn darauf ansprach, dass dies wohl der beste Ort sei, um Harry Potter zu lesen. Lola ertappte sich dabei, wie sie über diese Geschichte schmunzelte. Mutig schlug sie ihm vor, sich an einem Abend nach der Arbeit mit ihr im Park zu treffen und sich zu unterhalten, wenn er Lust dazu hätte. Er sagte sofort zu, dass er kommen würde und die beiden Freunde einigten sich auf Tag und Uhrzeit ihres Treffens. Am Ende ihres Gesprächs stellte Lola fest, dass sie ihre Vornamen nicht ausgetauscht hatten und dass sie immer noch sehr wenig über diesen Jungen wusste.

Egal, sie fragte sich bereits, was sie ihn fragen sollte und was sie ihm erzählen würde. Sie kam mit einem Schritt, der fast wie getanzt wirkte, in den Park. Lola lächelte bis zum Band in ihrem zusammengebundenen Haar. Ihr gelber Rock und die hochgezogenen Socken ließen fast den Eindruck entstehen, dass sie einem Tim-Burton-Film entsprungen war. Der junge Mann war schon da, er war zu früh gekommen. Er schaute sie lange an und lächelte, bevor er ihr seinen Vornamen Alejandro gab und Lola nach ihrem fragte. Beide fanden den Vornamen des anderen charmant und exotisch. Schon bald begannen sie, sich gegenseitig von ihrem Leben zu erzählen. Alejandro erzählte von seinen Sommern am Meer mit seinem Vater. Lola erzählte von den Wintern, die sie mit ihrer Mutter beim Skifahren in Österreich verbrachte.

Alejandro hatte seine Mutter verloren, sie war eine kommunistische Aktivistin aus Guatemala, die starb, als er erst acht Jahre alt war. Vielleicht versuchte er irgendwo, sie wiederzufinden, indem er in eine Stadt im Osten zog? Alejandro schien sein Land zu hassen. Er erwähnte regelmäßig die Korruption und das immer größer werdende Wohlstandsgefälle als eine Art Rechtfertigung für ein Unwohlsein, das viel tiefer ging als die Ideologie, die er zu tragen glaubte.

"Das Einzige, was ich an meinem Land mag, ist, dass es nicht für seine Größe gelobt wird. Diese Größe wurde oft aus dem Blut von Ländern wie meinem gemacht."

Auf dem Heimweg dachte Alejandro an nichts anderes mehr als an sie. Er erzählte es seinem französischen Freund und seinen guatemaltekischen Freunden per Telefon. Alle sagten ihm, dass er sie nur küssen müsse, so sehr gefiel sie ihm und so sehr schien er ihr zu gefallen. Alejandro hatte Angst, dass sie nur aus Mitleid mit ihm reden würde oder dass sie einen Freund hätte, von dem sie ihm nichts erzählen würde.

Seine Freunde versuchten, ihn zu beruhigen. Er dachte, dass sie ihr ganzes Leben lang in den Vororten von Guatemala-City geblieben waren und daher nicht viel über deutsche jugendliche Mädchen wussten. Dass sie auch nicht viel vom Leben im Allgemeinen wussten, außer den traurigen Straßen des Viertels, in dem sie aufgewachsen waren und der körperlichen Arbeit, die sie alle mit 16 Jahren begonnen hatten. Einen Moment lang dachte er, dass sie ihm leidtaten, dann fragte er sich, warum er es war, der sich fast 10.000 Kilometer von seiner Heimatstadt entfernt befand. Dann tat er sich selbst leid, als er erkannte, dass alles, was er gerade tat, nur von kurzer Dauer war und ein paar Jahre später nur noch Rauch sein würde. Schließlich tat ihm der Mensch im Allgemeinen leid, als er begriff, dass er nur dazu da war, um unbefriedigende Wünsche zu erfüllen.

Die nächsten Wochen waren sehr intensiv, Alejandro und Lola trafen sich fast jeden Tag nach der Arbeit und erzählten sich gegenseitig von ihrem Tag. Er liebte es, sie zu beobachten, wenn sie über zutiefst uninteressante Sachen sprach. Ihre Bewegungen, ihr Lächeln und ihre Art, absolut nicht lustige Witze zu machen, faszinierten Alejandro. Er dachte daran, sie zu küssen, sobald sie näherkam, manchmal legte sie sogar ihren Kopf auf seine Schulter. Er wollte das alles nicht zerstören. Er liebte sie so sehr, dass das Risiko, sie zu verlieren, viel schmerzhafter wäre als das Glück, das er empfinden würde, wenn sie ihn küsste. Er konnte nicht wissen, ob sie etwas für ihn empfand.

Eines Tages schlug sie ihm vor, sich abends in einer Bar in Dresden mit ein paar Freunden von ihr zu treffen. Geehrt nahm er an. Als er am Abend etwas zu spät kam, dachte Alejandro, dass sie ihren Freunden vielleicht ihren zukünftigen Freund vorstellen wollte. Er begann, daran zu glauben und versprach sich, den Mut aufzubringen, ihr seine Liebesgefühle zu gestehen, sobald er eine gute Gelegenheit dazu hätte. Als er ankam, saßen sie bereits alle munter im hinteren Teil einer Bar an einem großen Tisch.

Lola freute sich darauf, ihn ihren Freunden vorzustellen. Er war weniger glücklich, als er sah, dass ein anderer Junge unter dem Tisch Lolas Hand hielt.

« Das Schlimmste ist nicht, wenn etwas Trauriges passiert. Das Schlimmste ist, wenn nichts passiert. Traurige Sachen kann man heilen, aber was tun mit denen, die abwesend sind, auf die man nur warten kann? Wir waren gleich, aber unsere Weltanschauungen unterschieden sich. Letztendlich bin ich wie alle anderen. Ich glaube, sie brannte.»

Das treibende Holzboot

Léo-Paul Motte

Mein Arzt hat mir gesagt, dass ich schreiben soll, warum schreiben, wenn man es nicht will? Na ja, was mich angeht, kann ich nicht. Dr. Guillot sagt, dass ich noch unter Schock stehe und mir Zeit lassen soll, also versuche ich es. Er sprach oft davon, dass ich es wagen sollte, mich auszudrücken, auch wenn es nicht durch Worte geschieht, oder es zumindest versuchen sollte. Dieses weiße Blatt Papier macht mir Angst. Wer könnte mich lesen? Ich war noch nie wirklich gut mit Worten. Aber ich habe mich entschieden, heute nehme ich all meinen Mut zusammen.

Ich habe beschlossen, auf den Arzt der „Invalides“ zu hören und mit dem Schreiben zu beginnen. Ich muss zugeben, dass es mir weh tut, meine Mutter jedes Mal weinen zu sehen, wenn sie mit mir spricht. Mein Vater weint nicht, aber ich sehe, dass auch er traurig ist; sie müssen sich fragen, wo der fröhliche kleine Junge, der ihr Sohn war, geblieben ist. Ich werde anfangen, von den beiden zu erzählen. Sie kommen beide aus Deutschland, sind aber 1933 kurz nach Hitlers Ankunft nach Frankreich geflohen, in ein kleines Dorf im Vercors. Meine Mutter, Marlene Blum, betreibt einen kleinen Bauernhof, auf dem sie ein paar Hühner und eine Kuh hält. Mein Vater, Luis Blum, hingegen ist Förster.

Und ich, Joseph, bin ihr einziger Sohn. Ich wurde am 16. April 1934 geboren. Dort bin ich in die Schule gegangen, wo ich Französisch gelernt habe, aber zu Hause haben Mama und Papa immer Deutsch mit mir gesprochen. Diese Region habe ich immer geliebt, weil ich keine andere kannte. Mit acht Jahren hat mir mein Vater ein tolles Holzboot geschenkt, mit dem ich tagelang auf den Wasserläufen gespielt habe. Mit zwölf Jahren ging ich aufs „College“, dann aufs Gymnasium und mit 18 Jahren machte ich mein mathematisch-technisches Abitur. Ich wollte auf die ENP (Ecole Nationale Polytechnique) gehen, aber dafür musste ich meine Heimat, das Vercors-Plateau verlassen.

Ich kam im Spätsommer 1952 in Lyon an. Es war anders als alles, was ich kannte. Es gab so viele Menschen. Es hatte nichts mit meinem kleinen Bergdorf zu tun. Wenn man hier seinen Bekannten traf, war es reiner Zufall, nicht weil es nur einen Weg gab, der von einem Dorf zum anderen führte. Aber ich liebte diese Neuerung, auch wenn der Unterricht hart

war. Das Wetter war gut und ich konnte ein wenig Zeit für mich selbst haben. Das Jahr nahm seinen Lauf, ohne dass ich der Politik allzu viel Bedeutung beigemessen hätte, ich fühlte mich nicht betroffen. Ich war auch nicht völlig unwissend und sah, wie sich die Kolonien der verschiedenen Imperien aus ihrer Bevormundung lösten.

Ich beendete mein zweites Studienjahr ohne jegliche Sorgen. Ich hatte ein paar Freunde gefunden und hatte sogar eine Freundin, Marie, aber es war Zeit für mich, in mein kleines Stück Paradies zurückzukehren. Ich verbrachte den Sommer 1954 damit, meinen Eltern im Haus und mit den Tieren zu helfen. Mein Vater war in diesem Sommer besorgt. Die Lage in Algerien verschlechterte sich nämlich von Woche zu Woche. Ich glaube, er hatte Angst, dass ich weggehen würde. Eigentlich war mir das egal, denn ich hatte meinen Militärdienst noch nicht abgeleistet, sondern sollte ihn am Ende meines Studiums absolvieren. Es stellte sich heraus, dass ich ihn früher als geplant leisten musste. Als der Krieg im November 1954 ausbrach, wurde ich zum Militärdienst eingezogen. Das störte mich nicht weiter, das Studium begann mich zu langweilen und ich wollte das Land verteidigen, in dem meine Eltern lebten und in dem ich aufgewachsen war. Ich hatte keine Ahnung, was mit mir passieren würde. Ich ging nach Hause, um ein paar Sachen zu packen. Mama weinte und Papa nahm mich in den Arm, in seinen Augen sah ich eine Mischung aus Stolz und Sorge.

Ich habe für heute genug geschrieben. Ich werde morgen sehen, ob ich Lust habe, weiterzumachen.

Ich glaube, das Schreiben fängt an, mir Spaß zu machen, nach dem gestrigen Tag hatte ich Lust zu erzählen, das erleichtert mich.

Ich nahm also den Zug zur Kaserne des 9ème Régiment d'Infanterie de Marine. Als der Soldat mir mein Gepäck gab, fühlte ich mich wie in einer Familie. Die Ausbildung war für alle anstrengend. Ich hatte einige Freunde gefunden, schließlich saßen wir im selben Boot; ich erinnere mich nicht mehr an ihre Vornamen, aber ich werde nie ihre Gesichter oder ihre Spitznamen vergessen: „Ch'ti“ für den aus dem Norden, „Bibi“ für den aus Lyon, „Bébert“ für den aus Paris, und mich nannten sie „Maquis“. Unsere Vierergruppe blieb

während der gesamten Ausbildung solidarisch, wir halfen uns gegenseitig, das war unsere Art.

Das Weihnachtsfest 1954 war das Erste, das ich ohne meine Eltern feierte, stattdessen feierte ich es mit meinen Schicksalsgenossen. Ich glaube, das ist die letzte Erinnerung, die ich an sie habe, bevor wir in verschiedene Einheiten aufgeteilt wurden, was uns für immer trennen würde. Ich habe nichts von ihnen gehört und weiß nicht einmal, ob sie lebendig oder tot sind. Ich nahm das Schiff von Toulon nach Algerien. Ich ging Mitte Januar an Land, nachdem ich seekrank gewesen war. Meine Einheit war in der Landschaft außerhalb von Oran stationiert. Die meisten Kämpfe fanden nicht in diesem Teil des Landes statt, so dass ich im ersten von zweieinhalb Jahren, die ich im Dienst war, von Kämpfen verschont blieb. Erst im März 1956 verlegte meine Einheit ihr Lager nach Palestro, was mich den Kämpfen sehr nahebrachte. Tatsächlich erlebte ich im April desselben Jahres mein erstes Gefecht, das erste Mal, dass ich Adrenalin spürte. Es war ein seltsames Gefühl, dem Tod so nahe zu sein, aber es war mir egal.

Der erste Schlag ins Gesicht war der Hinterhalt von Palestro; eine Abteilung meiner Einheit ging am 18. Mai 1956 auf Patrouille, kein Soldat der Abteilung kehrte zurück...

Ich konnte gestern nicht weiterschreiben. Die Emotionen, wenn ich an die noch so jungen Männer zurückdenke, waren zu stark.

Schweren Herzens schreibe ich weiter, die Erinnerungen, die ich nach diesem Angriff habe, sind die schmerzhaftesten in meiner Vergangenheit. Erst ein paar Tage später wurde meine eigene Abteilung angegriffen. Wir waren auf Patrouille, als die Kugeln auf uns niederprasselten. Der Soldat vor mir brach zusammen. Ich stellte mich hinter einen Stein und ließ wahllos ein paar Schüsse fallen. Links von mir sah ich den kleinen Louis, einen Jungen von knapp 18 Jahren, der erst vor einer Woche ins Lager gekommen war, er weinte und kauerte sich mit seiner Waffe zusammen. Eine Granate schlug neben ihm ein. Ich hatte keine Zeit zu schreien, da verschwand er vor meinen Augen. Der Aufprall schleuderte mich zu Boden. Ich rappelte mich auf und spürte dann einen starken Schmerz in meinem Bein und meinem linken Arm, ich hatte Splitter in der ganzen Seite. Ich fiel zu Boden, bevor ich ein gewaltiges Dröhnen hörte, gefolgt von mehreren Explosionen und dann Stille. Die

Armée de l'air war zu unserer Rettung gekommen. Die Piloten hatten wohl das Lager gewarnt, denn kurz darauf hörte ich die Motoren von Lastwagen und Jeeps, die in meine Richtung kamen.

Es ist spät, ich würde weitermachen, nachdem ich etwas gegessen und ein wenig geschlafen habe.

Dr. Guillot hatte recht: Es war eine gute Idee, zu schreiben. Es ist einfacher als zu sprechen.

Ich erinnere mich, wie ich in einem Zelt aufwachte und eine Stimme hörte, die mir sagte, dass ich nach Frankreich zurückkehren würde; ich wollte ihr antworten, aber ich brachte keinen Ton heraus. Ich glaube, von da an habe ich nicht mehr gesprochen. Ich hatte immer noch Schmerzen, weil es in meiner linken Seite brannte. Im Juni 1956 flog ich zum ersten Mal in meinem Leben, wobei ich wünschte, es wäre unter anderen Umständen gewesen, als zu den „Invalides“ zu fliegen. Ich kam in diesem großen Krankenhaus an, in dem es viele verletzte Jungen wie mich gab. Ich sah einen ersten Arzt, der sich um meine Verletzungen kümmerte. Er sprach während der Operation mit mir, aber ich konnte ihm nicht antworten. Am Ende sagte er nur: „Keine Sorge, jetzt geht es Ihnen gut“, und dieser Satz hat sich in mein Gedächtnis gebrannt. Er hatte Recht, ich war in Sicherheit. Ein paar Tage später kam ein Arzt in mein Zimmer und sprach mit mir, es war Dr. Guillot. Er sprach in den ersten Tagen mit mir, ohne dass ich ihm antwortete.

Ich habe verstanden, warum ich heute schreibe. Wenn ich jemals nicht mehr zu Wort kommen sollte, wird das wenigstens Marie und meinen Eltern erklären, was ich erlebt habe. Vielleicht verstehen sie mich dann. Ich habe an Papa und Mama gedacht, aber nicht an Marie, sie muss glauben, dass ich tot bin, ich muss ihr schreiben.

Gestern habe ich Marie und Papa geschrieben. Ich weiß nicht, ob sie meine Briefe erhalten werden. Ich habe seit vier Tagen nicht weitergeschrieben oder gesprochen. Die Rehabilitation kostet mich sehr viel Zeit und Energie. Papa und Marie haben mir geantwortet. Sie kommen morgen mit Mama.

Heute konnte ich den Tag mit meiner Familie verbringen. Dr. Guillot hatte ihnen bereits mitgeteilt, dass ich nicht sprechen kann. Sie waren ein bisschen traurig, das konnte man an ihren Gesichtern sehen, aber sie waren froh, dass es mir gut ging.

Doktor Guillot hat mich besucht, nachdem meine Familie weggegangen war, und ich habe diesmal versucht zu reden. Ich glaube, er hat es gesehen, aber er war nicht dabei. Er teilte mir mit, dass ich, wenn ich wollte, morgen nach Hause gehen könnte, wenn ich ihn jede Woche besuchen würde. Ich nickte ohne zu zögern, ich würde zu meinen Eltern, meiner Liebe und in meine Heimat zurückkehren.

Heute bin ich in den Vercors zurückgekehrt. Das ganze Dorf wartete auf mich, sie freuten sich, mich wiederzusehen. Ich war nicht der einzige Junge, der weggegangen war, aber ich war der Erste, der zurückgekommen war.

Die Gespräche mit Dr. Guillot verliefen wunderbar und ich konnte immer mehr sprechen. Bis zu dem Tag, an dem ich nach zwei Monaten mit „Ja“, „Nein“, „Hallo“ und „Auf Wiedersehen“ einen Satz zustande brachte. Der Arzt sagte, dass wir uns nicht mehr sehen müssten. Als ich wieder zu Hause war, fragte ich Mama, ob sie Hilfe brauche. Sie brach weinend zusammen, mein Vater, der die Nachricht gehört hatte, rannte ins Dorf und Marie umarmte mich. Einfach so.

Ich muss jetzt nicht mehr schreiben. Danke, Dr. Guillot.

Wagen oder Picky Pikant

Raphaëlle Duhamel

Wagen. Das einzige Wort, das Picky Stachel in seinem Wortschatz nicht kannte, war „wagen“.

Picky war nicht größer als ein Tannenzapfen und nicht schwerer als eine Aprikose. Seine kleinen schwarzen Augen, die ständig vom Schluchzen feucht waren, leuchteten wie zwei Onyxen in einem ganz braunen Gesicht über einer kleinen spitzen Nase. Alles an ihm war klein und zittrig. Der Kleine hätte wie ein hoffnungsloser Fall ausgesehen, wenn er nicht einen dicken Mantel aus scharfen, braunen Stacheln besessen hätte, den ihm seine Mutter gleich nach der Geburt gegeben hatte. Er trug ihn so oft bis zu den Augenbrauen geschlossen, dass viele dachten, er sei eher ein Seeigel, der durch einige Fehler der Natur aus dem Ozean gespült wurde, als ein kleiner Igel.

Picky überlebte, aber er lebte nicht. Er hatte zu viel Angst, vor allem, um etwas zu tun.

Sein kleines Erdloch war kuschelig und warm. Picky fühlte sich dort sicher, es war dunkel und niemand außer ihm wusste, wie man hineinkommt. So hatte der kleine Angsthase seine Ruhe.

Wenn er zum Einkaufen in den Wald musste, streckte er zuerst seine Nase nach draußen, atmete die frische Luft ein, die nach Moos und Erde roch, und wenn er keine unangenehmen Gerüche wahrnahm, setzte er einen Fuß vor, dann den anderen, schloss seinen braunen Mantel bis oben hin und rannte so schnell er konnte zu seinem hohlen Lieblingsbaum.

Diesen Baum kannte er in- und auswendig. Hier kaufte er als Kind mit seiner Mutter ein. Dort fand er immer alles, was er brauchte, um sich zu ernähren und um seine Wohnung einzurichten. Diese Eiche war der einzige Riese, der unseren kleinen Igel nicht erschreckte. Dabei war sie so hoch, so groß, so breit und so imposant. Die große Eiche konnte man schon von weitem sehen. Ihr riesiges Geweih bildete eine fast perfekte Rundung, die hoch in den Himmel ragte wie eine Blattwolke zwischen den Wasserwolken. Grün, satiniert, glänzend und buschig am blauen Sommerhimmel, rot, flammend und furchtbar verwegen am grauen, tristen Herbsthimmel.

Picky hob die Schnauze so hoch, wie es seine kleinen Pfoten zuließen, und versuchte, mit seinen kleinen runden schwarzen Augen, die nicht genug an das Licht gewohnt waren, um

einen so farbenprächtigen Baum richtig wahrzunehmen, einen Blick in die Baumkrone zu erhaschen. Und das tat Picky sehr weh. Seine Augen hatten jedes Mal so sehr geschmerzt, wenn er zu dem großen Baum hatte aufblicken wollen, dass er sich jetzt nicht mehr traute.

Wenn er sein Rennen beendet und seine Einkäufe im Laufen erledigt hatte, kehrte Picky nach Hause zurück und nie passierte ihm unterwegs etwas Besonderes. Er rannte so schnell, dass ihn niemand aufhalten konnte. Er sah kaum die Details des Weges an den Seiten vorbeiziehen. Er war, so dachte er, genauso schnell wie die Autos auf der Autobahn, die seine Mutter überfahren hatten, als er noch klein war. Dann, wenn er wieder zu Hause war, schloss er die Augen und dachte an den Baum zurück.

** *

Der Wind beginnt, sehr kühl zu werden. Viel zu kühl für Picky... Er bläst in Böen und wirbelt Zweige und vom Herbst braun gewordene Blätter auf.

Heute hat Picky ein schlechtes Gefühl. Er hat keine Lust, nach draußen zu gehen, nicht einmal zum Baum, und wenn er verhungert. Aber er hat seiner Mutter versprochen, dass er immer etwas zu essen bekommen wird, bevor er seinen Winterschlaf beginnt. Also geht er hin... Er streckt die Schnauze heraus, eine Pfote, dann die andere ... wirft einen verstohlenen Blick nach rechts und links und dann : SCHNALL.

Er ist so schnell, dass seine Stacheln ein höllisches Klickgeräusch machen, wenn sie auf seinem Rücken zusammenstoßen, was ihn noch mehr erschreckt. Picky erreicht den tausendjährigen Baum in Rekordzeit. Er ist ganz außer Atem und sein kleines Herz schlägt wie verrückt.

Plötzlich macht Picky einen riesigen Satz nach hinten: Etwas dort, ganz in seiner Nähe, in der Höhlung der Eiche, hat sich gerade bewegt! Ohne nachzudenken, dreht sich unser Angsthase auf seinen kleinen Pfoten um und rennt in die entgegengesetzte Richtung. Er erreicht sein Haus fast tot vor Atemnot und Angst. "Ich hatte das Gefühl, dass heute nicht der richtige Tag ist", denkt er und zittert immer noch von dem Schrecken, den er gerade erlebt hat.

Aber er ist hungrig und Picky spürt, wie sein Magen schreit, während die Kälte immer eisiger wird ... „Ich muss los! Ich muss ... ich muss es tun!“

Mit ängstlich funkelnden Augen richtet Picky seine kostbare Schutzmentalität um sich herum und wagt es, aus seinem Bau herauszukommen ... Diesmal läuft er nicht. Er kann

nicht. Er ist so hungrig, dass er keine Kraft mehr in seinen kleinen Pfoten spürt und er sieht fast verschwommen ... Die Angst hat ihm so viele Albträume beschert, dass er schlecht geschlafen hat und sich sehr schwach fühlt. Er möchte am liebsten weinen. Langsam erreicht er den Baum.

Dort ist jemand. Picky sieht kaum, wie sich ein rostroter Fleck von dem Gelb der toten Blätter abhebt, die sich am Fuß des riesigen Baumes türmen. Er strengt sich enorm an, um besser sehen zu können, und bleibt völlig stehen, um besser beobachten zu können.

Es ist ein kleiner roter Ball, der fröhlich wie in einem rituellen Tanz um die große Eiche hin und her hüpft. Seine kleinen rothaarigen Pfoten führen goldene Eicheln zu seinem rosa Mund, die wie von Zauberhand vom Baum fallen. Bei jeder Bewegung des Tieres zuckt sein buschiger Schwanz als flammende Fahne um ihn herum wie eine Flamme in der Feuerstelle. Picky ist verblüfft. Er hat noch nie etwas so Faszinierendes gesehen. Er vergisst seine Angst und wagt es, näher zu kommen ...

Das Eichhörnchen hört auf zu knuspern und schaut Picky mit seinen schwarzen, vor Leben sprühenden Augen neugierig an.

„Wir haben die gleichen Augen“, sagt das Eichhörnchen freundlich.

„Die gleichen Augen?“, wagt Picky zu wiederholen.

** *

Etwas rührte sich gerade tief im Herzen unseres kleinen Igels. Wie konnte er, der so ängstlich und verängstigt war, wie konnte er so schöne Augen haben, die so voller Neugierde waren? Die Augen, die er bewundert, sind schwärzer als sternenlose Nächte und doch heller als sternenklare Nächte. Er sieht darin Lächeln und Lachen, die Wärme eines Herzens und die Frische der Hoffnung.

Picky verliert sich in den Sternen der Augen des Eichhörnchens und ohne es zu merken, beginnt es zu lächeln. Was das niedliche kleine rote Tier in Pickys Augen sah, war Neugier und Bewunderung. Zwei Dinge, die schon lange nicht mehr in den Augen des Igels geleuchtet hatten, die seit jenem Tag nicht mehr leuchteten, an dem er beim Überqueren der Straße gesehen hatte, wie seine Mutter verschwand. Seitdem hatte er sich nicht mehr weiter als bis zur großen Eiche getraut, er hatte vor allem Angst, vor Lärm, vor anderen Menschen, vor allen, die ihn verletzen könnten, vor allen, die ihn verlassen könnten.

„Du erinnerst mich an jemanden...“

„An wen denn?“, fragte Picky neugierig.

„An eine Igelin, die auf der anderen Seite der großen Straße wohnt. Ich bringe ihr oft Eicheln.“

In Pickys Kopf beginnt alles zu zittern. Plötzlich denkt er an seine Mama. Könnte sie noch leben? Das ist doch unmöglich! Die ganze Zeit hätte sie gelebt und wäre nie zu ihrem kleinen Picky gekommen? Unmöglich! Trotzdem will Picky der Sache auf den Grund gehen. Er wird nie wieder aufhören können, an sie zu denken, wenn er es jetzt nicht überprüft.

„Bring mich zu ihr, bitte!“

Der kleine Rotschopf versteht nicht alles, aber er spürt, dass etwas Wichtiges passiert, und ohne einen Augenblick zu verlieren, rennt er in Richtung der großen Straße, mit Picky hinter sich, der zum ersten Mal ohne zu zögern weiter als bis zur großen Eiche geht.

Doch sobald die graue Straße in Sicht kommt, bleibt Picky abrupt stehen. Er kann keinen weiteren Schritt mehr machen. Er ist wie gelähmt und die ganze Angst der Welt breitet sich wie brennendes Gift in seinem ganzen Körper aus.

Rotschopf merkt, dass Picky ihm nicht mehr folgt und läuft, zurück, um ihn zu fragen, was mit ihm los ist. Doch der arme kleine Igel kann keinen Laut artikulieren. Das süße kleine Eichhörnchen weiß nicht, was es sagen soll, um ihm zu helfen, also legt es seine Pfötchen auf seine Wangen und schaut ihm mit all der Freundlichkeit ihres Herzens in die Augen.

Picky kommt wieder zu sich. Er schöpft aus diesem wunderbaren, freundlichen Blick den Mut, der ihm fehlt, und nachdem er tief durchgeatmet hat ... überquert er die breite, graue Straße.

** *

Fand Picky seine Mutter wieder? Ja! Ich überlasse es Ihnen, sich das Glück dieses Moments und all die Emotionen vorzustellen, die unsere kleinen Freunde empfanden.

Auch sie hatte immer geglaubt, dass ihr Kleiner den schrecklichen Unfall nicht überlebt hatte, und sie hatte es nie über sich gebracht, noch einmal diese schreckliche Straße zu überqueren, die sie von ihrem Sohn und ihrem Zuhause getrennt hatte.

Was wäre passiert, wenn Picky nicht die Kraft gefunden hätte, sich seinen Ängsten zu stellen? Er hätte sein ganzes Leben im Dunkeln gelebt.

Was wäre passiert, wenn er die Freundschaft des kleinen Eichhörnchens nicht kennengelernt

hätte? Er hätte nie wieder die Hoffnung gefunden, die einen leben lässt.

Das Schöne, die Liebe, das Gute - so viele riesige Sterne, die manchmal so weit von unserem Leben entfernt sind und uns dennoch immer weiter antreiben können, unsere Grenzen zu verschieben und etwas zu wagen.

Anglais

Composition du jury

Pierre-Alexandre Beylier, MCF en civilisation américaine

Vincent Bucher, MCF en littérature américaine

Éléonore Cartellier, PRAG et docteur en littérature britannique

Sibylle Doucet, PRAG et docteur en littérature britannique

André Dodeman, MCF en littérature canadienne

Delphine Ramos, contractuelle en civilisation américaine

Estelle Rivier, PR en littérature britannique

Jessica Small, contractuelle en études anglophones

Jean-Yves Tizot, MCF en civilisation britannique

The pig behind the slaughter

Aicha-Rose Mbareck Monet

The island of Cyprus was not a pleasant place for Little Piggy.

"Little Piggy", so was the cruel nickname that had been given to a short, pimply, pudgy baker, who simply didn't fit in with his gorgeous neighbors. Cypriots practically worshipped beauty – to be more precise, Aphrodite was their patron goddess. Every year, when winter turned to spring, they would celebrate that pleasant season by holding a festival, and dedicating offerings to their deity, hoping she would grant their wishes for passionate love. Needless to say, showing up looking less than perfect was social suicide. Piggy had given up on such hopes years ago. No maiden nor ephebe would lay eyes on him anyway, and if they did, they'd sneer in amusement. He had no desire to subject himself to this humiliating festival, staying at home was just fine, or at least, he thought so.

Though the young man had not known love yet, he wasn't completely indifferent to the idea of it. He had a fantasy of holding a beautiful woman in his arms, whom he could both cherish at home and flaunt in town to prove everyone wrong. Month after month, the fantasy became more and more parasitic. Piggy would try to visualize every aspect and quirk of this make-believe lady; her pronounced Cupid's bow, the freckles on her button nose, the sharpness of her chin. In his mind, her appearance was just as unique as a woman of flesh and blood's. But as he couldn't just buy either of those two elements to build her, he started one morning with a little ball of dough.

He added more flour, leftover yeast, anything to increase its size to the size of a human head. Then, instead of kneading it, he pressed both of his thumbs where its deep-set eyes would be, pinched the center of the ball to make a nose, and finished the rest using a little coin. The end results were unappealing, if not disturbing, what's with that blank expression and empty gaze. Piggy felt ridiculous for ever believing he could bring his fantasy to life, even just a little. He put the dough in his oven and moved on to preparing honeyed pastries, which he kept shaping into shells, as the Cypriots liked it.

When the bread was cooked, a twinge of sorrow made the baker hesitate to dig his knife into it. True, the puffy face was deformed and looked strange cooked or uncooked, but it was *her* face. He finally had *her* in his hands.

He shook his head, and reluctantly sliced the "sculpture" into ten parts, before moving on from his kitchen to the front shop. He wasn't the town's best in his domain, but he had a handful of regular clients to keep his business running.

Benevolent elders who had lived long enough to understand the futility of attractiveness. One of them was an early bird, who came to the bakery at dawn as always, and was surprised when Piggy lifted up a cloth to expose the large pieces of bread shaped into bizarre shapes. "Pardon me, Zeno. Instead of properly baking ten round breads, I tried something different, and I failed. I hope your piece will not dry up too quickly." "You needn't apologize for failing. Practice makes perfect", replied Zeno, "but on your next try, for the sake of all of your clientele, use stone, and leave our bread as it was."

With that, he paid with a heavy sack of gold – which wasn't a grand gesture from someone as wealthy as him, yet enough for Piggy to not just feed himself, but also buy the tools and materials needed for fine arts.

Sadly, he even heard the craftsman from whom he bought stones and tools laugh behind his back. "How could such an ugly man ever carve anything of beauty in stone?" But he didn't care, a newfound passion burned in him. He was determined to sculpt ten times better than he baked, if only to make Zeno proud. He started small; trees, birds, apples, anything he saw, he crafted. He decorated the bakery with his creations, frequently replacing them with copies that looked ever-so-slightly better than the former, more realistic. His clients would kindly encourage him, but Zeno did wonder why Piggy seemed consistently unsatisfied with his work. "Tell me, boy", he asked one day, "is there any purpose to your persistence?" "There is", the baker admitted, "I'm working on a life-size statue. Do you wish to see it?"

Zeno was delighted to receive such trust from the artist, and he followed him behind the bakery, where his workshop had been set up. In its center was a tall block of ivory, on top of which a meticulously carved head stood, with a magnificent slim face and two wavy braids. Her neck had been decorated with pearls, but below that, nothing. "What do you think, Sir?" "It looks splendid! But when will you finish her body?"

"It is embarrassing, but I haven't seen a statue in so long, I do not remember what a woman's body looks like, and no maiden would pose for me."

"There's a statue of Aphrodite in the agora. Don't you ever go there?"

"Zeno, I don't show my face in crowds anymore."

“The festival is coming up. When it's time for offerings, I will walk you to the statue, and you can observe it. A prayer or two wouldn't hurt either.”

Piggy wanted to protest, but the old man's smile was enough to convince him.

The big day arrived a week later. Piggy didn't find the courage to participate in all of the festivities, but he didn't back out when Zeno came to his door. The baker had prepared a beautiful cake, and wore a mask of clay, shaped into the face of a pig.

Zeno couldn't find it in him to scold the boy for hiding himself. The sun was low when they both arrived in the agora, taking in the warm scent of the roasted boar and red wine offered to Aphrodite by other Cypriots. Piggy felt out of place with his little pastry, but with the famous Zeno by his side, no one mocked him as he walked towards the altar where he laid his humble offering, before looking up to the statue of the goddess. Aphrodite's bare body perfectly resembled his fantasy woman's. It wasn't the first time he saw it, but it was his first time feeling something so strong. "My Goddess," he thought, "what am I to do now? How can I create beauty as perfect as yours, without suffering from its coldness, its lifelessness? Once I manage to finish her body, I won't be able to stand her sight, for I will know for sure she is no more than a lie." Then, suddenly, he heard a response in his heart: "You come to me after years of neglect, of disdain for beauty or love, and now, you crave the warm touch of a pretty maiden? Stone is not enough for you? Well, then, prove it. Take the heart of someone you cherish, and give it to your statue, if you dare. She shall then come to life by my hands."

Piggy couldn't believe it. The goddess had spoken, and had given him a challenge. To take a heart... To take a life? Was he capable of that? Was it worth it? He looked at all the happy couples whom he envied, before turning to Zeno again, that ugly old man whom he did, unfortunately, cherish. His decision was made.

“Do you feel inspired yet, boy?”

“I do, Zeno. I'll carve the body tonight, would you care to watch me work?”

And so, Zeno accepted that invitation, following the artist into the night, back to his workshop. The old man sat down, removing his sandals, but he noticed how Piggy had kept his mask on. He looked uncomfortably hesitant as he picked up a chisel, and froze.

“Pygmalion dear,” Zeno said, “what can a chisel do without a hammer?”

There was no reply. Piggy looked one last time into Zeno's eyes, before plunging the chisel into his chest. The death was quick, painless, or at least, Piggy liked to think that it was painless, that he hadn't hurt his friend. He even put a coin in each of his eyes before plucking out his heart, and laying it next to his tools. Of course, he made sure to dispose of the body; he wouldn't want his future lover to ever lay eyes on it. His hands were still covered in blood, blood he smeared all over the statue's pretty lips, before beginning the end of his *chef-d'oeuvre*. The memory of Aphrodite's body still fresh in his mind, he copied it with as much precision as a sculptor could possibly have, leaving only a hole in the middle of the torso. When he was done, and dawn arrived, he took the dried up heart again to place it in the statue's chest. Then, he waited. He waited for the gods know how long.

And Aphrodite kept her promise. As the sunrise cast its light on the statue – no, on the woman, it cracked the ivory that covered her body, only her skin maintained its beautiful color. Her hair had turned golden like the sun, and her eyes, black as shimmering obsidians. She craned her neck to look at Piggy curiously, a frown on her face.

“Hello, little man. Are you the one who made me?”

“You move... You speak! Oh, blessed be this day! I’m your creator, it is true, but if you’ll have me... I will also be your groom.”

Overwhelmed with happiness, Piggy took off his mask, ready to give all of his trust to his woman. The blonde blinked at him, before bursting into laughter.

“You want to marry me? Over my dead body!”

But before he could take her at her word, she left him standing there alone, and he had no friend whose shoulder to cry on any more.

COUNT DOWN

Dounia Condamin

She was watching the numbers go down. There wasn't anything else to do these days, anyway. There was nothing else to see, nowhere else to go, no one to talk to: they were all inside, in towers and offices, hiding from the cold, watching the numbers. She spent all her time at her desk, eyes wide open, holding her breath in case it ever stopped. Their lives were a collective car crash on the side of the road, and no one could look away.

She couldn't even sleep. The sun had been setting in the East lately, never quite dipping below the horizon, one long drowning motion in the wrong direction, the sky always some shade of dusk. The numbers were too low to sleep. She couldn't bear closing her eyes knowing that she could open them, unprepared, to some catastrophic figure. She could not even close her eyes if she tried, not without seeing cascades of plummeting digits etched into the insides of her eyelids. It was pointless. So she did not sleep, and so the frog was slowly boiled alive. This is how the world ends: in the split seconds when people blink.

The light from her laptop bathed the room in a dull ashen glow, showing numbers tumbling lower and lower, with only the news ticker at the bottom of the screen pulsing red, THE HIGH FIGURES URGE THE POPULATION TO REMAIN AT THEIR WORKSTATIONS UNTIL THEIR PERSONAL NUMBERS REACH THE POSITIVES - THE HIGH FIGURES URGE... She scoffed. She had tried it for a while, the whole "work until the numbers go up" thing. She would lose any meagre progress she had made every time she looked away, or ate, or slept, or breathed, or any time the interest rates went up, which meant all the time. It was hopeless.

It was odd, looking back. Everyone had been so optimistic, at first, when the High Figures had started promising infinity as a tangible reality. Sky's the limit, they used to say. We'll hold immensity in our hands, her mother had said. Now the sky was sunken in and infinity was unidirectional.

She jumped at a sudden crashing sound behind her — the gaping hole in the floor was growing bigger. That was something else the High Figures should have probably mentioned, *hey, by the way, buildings might start collapsing randomly, but definitely don't worry about it or anything else we're doing*. The linoleum was slowly giving up, and she had to stay closer and closer to the walls. She

had already lost two chairs to the goddamn thing, and her bed was in a worryingly precarious spot. It wasn't like she could move out, either. It was happening everywhere.

Scientists said that the voids weren't black holes, they were just... nothing. Rifts. Chasms. Manifestations of emptiness. Falling hazards. Grief. A wealth of names for a materialised absence. No one knew where anything went when it fell in. She used to have a downstairs neighbour. She looked away. The whole building was falling apart, really, one crater in the flooring wasn't going to change anything. The numbers were gnawing at the walls, catching concrete, dragging them into the ground. There had been a small garden at the back of the building, way back when, mostly smothered in snow — numbers were going down everywhere, and thermometers did not have a zero anymore. It had been more of a quiet little mourning than anything, an open air casket caught between four decaying walls, but it had been something. It was gone too, now. Swallowed. Her mother used to say it was all going to the centre of the earth. Most people said there was no centre, hadn't been a centre for decades now, that it was all empty down there. She wondered if the planet was collecting interest.

Another groan of tired flooring, something moving at the corner of her eye, a glint in the dying sunlight, a jolt, *wait, shit, NO, HOLD ON—*

She lurched from her chair as her shelf half-fell into the ravine, trying to grab a picture frame before it disappeared forever along with whatever books and knick-knacks she had lying there, to no avail. It was gone.

She closed her eyes and tried to keep her breathing even. That had been her last picture of Dora. They hadn't spoken in weeks.

She could still vividly remember their last fight, all tearful and hoarse with the bitter taste of her words stuck to her teeth, *I give up, we're over, we're done*. It was awfully literal, her last memory of happier days getting swallowed by the growing emptiness of her house. The words she hadn't said were clawing at her throat, kicking her knees in, sinking her to the floor. *I'm scared*, she had thought, *I'm scared the numbers are going to drag me down with them, I can't let them get to you too, you have to get away from me, please, you have to get away, I know we're all in it but it's killing me to see you drown holding my hand, please*. It had all been too painful to say — too

honest. The worst thing about it was that Dora had probably understood, but she had left anyway. They had fought enough about it. It wasn't worth it any more.

She felt the early sting of tears in her throat and tried to cough them out. She didn't want to cry, worried she was paper-thin, terrified that one drop would be enough to break her. Her lungs shuddered, shaky on the exhale, warning her, *you're about to fall apart, it's over, you lost, it's over and you ended it, it's over and it's your fault, it's over and you let it happen*. The tears had become a sharp blade stabbed through her trachea. Her breathing spiralled out of control and her hands became tight fists and she thought, *yeah, yeah, I'm a coward, it's true*, but the tears kept stabbing so she thought, *what more do you want from me, I'm self aware, isn't that as good as it gets*, but the tears kept stabbing so she thought, *it's all I can do, I don't know how to fight it, I don't know how to fight anything, all I ever do is give up*, but the tears kept stabbing.

They must have stabbed something in her prefrontal cortex because she suddenly had to keep herself from punching a hole in the wall to match the one in the floor. She was so tired of it all, exhaustion digging into her bones, and she could almost physically feel her despair reduce itself to an immense rage. She wanted to tear the world down with her bare hands, away from any flashing numbers, just her and her hands, just her and her blood pumping, just her doing something real. Why did she ever care about the numbers? If they were all caving in, all burning, all drowning, why shouldn't they hold hands through it? Why had she let herself be convinced that she should let hopelessness rule her? She couldn't keep losing things. She couldn't keep giving things up. She had to start getting them back.

*

Every step she took on the frozen concrete was a quiet agony. Her breath sculpted itself against the eternal twilight of the sky and seemed to solidify mid-exhale. She only thought of her destination, hoping that some flickering star would guide her, *let me get there, let me get there, this is where I begin again*, echoing in the empty streets like a prayer.

The city was a ghost town inhabited by fog and light glare, only held together by the sheer will of the ice crawling over the crumbling buildings, filling in fissures. The street was a wreck of sinking asphalt. Shadows loomed over the hollows in the road. You couldn't even drive, these days.

She kept walking, steady, shaking, hungry for something real, basking in the emptiness, knowing for once that it could, would be filled. This was not her implosion. This was not her collapse. This was her expansion. Dora's building came into view. She walked faster.

*

She knocked and Dora opened the door, not making any effort to conceal the mix of surprise and suspicion on her face.

“Oh. It's you. Hey.”

“Yeah. Me. Hi.”

The silence stretched for a second and it was a heavy, leaded blanket hanging over them.

“Shouldn't you be—”

“Working, crying, watching the numbers go down, anywhere but here? Probably, yeah. But so should you, really, I'm not sure the High Figures would appreciate you standing here on your doorstep, talking to me, not making the numbers go up. People talking to each other, now that's the real crime.” She didn't mean to sound bitter, but her newfound anger was hard to reel in.

“If you're just here to be unpleasant, you can leave.” Dora's voice was tired, barely cutting.

The response came immediately, any sharp edges softened, harsh tone retreating like a child caught in a summer storm.

“God, I'm sorry, I just... I'm tired, Dora, I'm so tired and I can't even sleep and I keep wondering why the hell I let myself believe that I can't rest when the result is the same whatever I do. I want to fall asleep next to you again and just sleep and be happy and stop thinking about numbers. Since we all know we're losing, why should we be forced to watch it happen? Why should I give up on you and not the damned numbers? I'm sorry for everything I said last time, Dora, I was wrong and scared and a coward.”

“What are you saying?” There was the hint of a smile on Dora’s lips, as if she had been waiting to hear those words for a long time.

“I’m saying that I’m tired of losing things, you, especially, and if it’s bound to happen then I would rather it happened later than sooner. I don’t want to give things up voluntarily any more. I want— I want to fight for them. I love you.”

She didn’t get to see the look on Dora’s face — she was pulled into a tight hug as soon as she stopped speaking, warmth seeping into her chest.

“How did you get here? The roads are a mess.”

“I walked. I wanted to see you.” The words were mumbled against Dora’s neck. The hug got tighter.

She closed her eyes, letting go of the numbers, making peace with the exponential guilt of her debt, breathing without counting her inhales. The arms around her were warm and solid and real.

“I missed you too, Liv.”

Liv let herself hope that infinity had an end.

CURIO

Benjamin Friel

You see, I'm a collector. As to what I collect, well let's just say it's not stamps.

Collectors have been around for a long while, perhaps since our days as hunter-gatherers. From base-ball cards to antique radio resistors, people spend their valuable time and money searching for worthless objects. To be honest, I've never had any time for such petty collections as I'm in the business for something far more valuable: people.

For as long as I can remember, I've been interested in the intricate and intertwining network of circumstances and choices that make people who they are. It always impresses me that the most intricate profiles are made up from the same basic elements as you or me. When it comes down to it, that's who we are: a combination of choice and circumstance.

This is precisely the reason I'm always on the hunt for new people to meet.

With the little bits and pieces I gather during conversations, meetings and outings, I am able to paint a fairly accurate and detailed picture of who a person is and what makes them tick.

Over the years I've accumulated hundreds of profiles which I keep in little notebooks at home. I have to admit they would be of little use to others. Sometimes I think my best work could be of interest to an author or a film-maker, but my profiles are far too complete to be used in your average novel or film.

But it can't be just anyone, that would make it too easy. The people I collect must have the vital spark to start a fire.

With years of practice I now have a reliable template to tell if a person is worth any of my time. You see I never waste my time on your average Joe, and in general the pickings are slim. But when it clicks, it's like I've won the lottery. It sends the adrenaline flowing through me and makes my brain numb with pleasure.

The very best profiles are what I call my curios.

Every collector is after their own curio. It embodies endless potential, a star that shines brighter than any other in the sky, an objective you would work a lifetime to reach.

In order to get what I want out of somebody, I have to play a balancing act between giving them just enough about myself and flattering their ego.

What people are willing to reveal about themselves is never random; in fact it is a series of carefully chosen facts. The fun lies in getting access to information that isn't meant for you. And that's where I thrive.

Anyway, it had been a long time since I had even come close to finding a new curio.

But that's when I learnt that a financial inspector was visiting the company to look at our books. She was what you could call our big boss.

Martha was her name, a rather large fifty-something woman from Estonia. Her blond hair was always pulled back into a tight bun, her shirts always ironed, and behind her small glasses one had the impression she was always squinting at you.

On the outside she was something of an ogre; but on the inside I saw potential.

It only took a couple of hours in her company to discover how big that potential was. Behind her unforgiving façade I saw a tender soul trapped behind iron bars.

The problem was that she was only in town for a week, and one week is far too short.

I knew I needed to change my usual tactics.

I also knew I had to see her alone. She was too big a prize to have any distractions around. But outside of work, finding an excuse to see her alone would be something of a Promethean task. But I'm always up for a challenge.

For two days straight, I racked my brain for every possible solution. I thought of a million different scenarios, but I had to dismiss them one by one. Her intimidating presence seemed to suck out all the lucid brain power I had from me. For the first time in my life, I knew that I would have to throw caution to the wind.

On the pretext of going over the semester's figures with her, I decided to take the bull by the horns, and to ask her to dinner. She turned to me, peering menacingly over her tiny glasses. 'What is wrong with a rapid meeting in your office?' I tried to explain that I spent enough time in my office as it was, and that some food could help bring a fresh perspective to the dossier.

She continued staring at me without uttering a single word, and her expressionless face seemed to be carved out of marble.

“I can see why they employ me to come here. You western Europeans fail to draw the line between work and play, and the result is often an inefficient management of operations.”

There seemed to be no more air in the room. How could she have slipped from me so quickly? I felt my stomach churn and a cold chill ran down my spine. Just I was ready to leave she said:

“You know, Thomas, I always allow myself an exception or two. I’ll see you tomorrow at eight sharp”

Although I am an agnostic, I saw this as a nudge from God. I had slipped up once, and now I had to make sure that I wouldn't slip up again.

In the hours leading up to the big event, I could barely contain myself. I frantically flipped through my notebooks, reminiscing about previous profiles I had completed. I prepared new questions and catch-phrases, planned for various scenarios, and chose my outfit down to the colour of my socks.

I thought of taking her to a new restaurant, but then decided against it. I knew it would be better to play at home for this one, and my usual haunt down on Franklin Avenue would do the trick.

We met in front of the Harbour House -as it was called- around eightish. She was already there when I arrived, dressed the same way as she did for work, clutching a leather case between her arms.

As we entered the restaurant my mind was flooded with memories of past dinners where I had successfully established some of my first profiles. I had sat at every table, and could remember the story that accompanied each dinner. God, it had been a while. I was very much looking forward to this.

I chose a table not far from a window, away from the loud business dinners near the bar. I ordered us both a drink and the conversation finally got going.

Sitting across the table from her felt like I had climbed the magic beanstalk to the world of giants. Her huge arms could easily reach across the table to me, and she handled her knife and fork as if they were from a children's play set.

“So, Thomas, tell me what you want to know about this semester's profits”

For most of the aperitif, the conversation went like this: she asked the questions and all I could do was nod or utter a short answer. I had to move to plan B.

“Martha, do you like it here?”

“I like the landscapes better than the people. But your work ethic is laughable compared to ours.”

“Yes, you've said that already. But is work everything in life?”

“Well, it's why we're here, isn't it?” I sensed the slightest inflexion in her tone.

“Is it really, Martha?”

I instantly knew I had overstepped. I had let the excitement rush up from my stomach and into my mouth. I had been blinded by the promise of a curio and had forgotten the protocol. It had been a while, but still this was an inexcusable beginner's mistake that could well cost me my curio.

She tilted her head and raised her eyebrows in surprise. She said nothing, and her stone-cold face made it impossible to read what she was thinking.

My heart was pounding, and I could feel the beads of sweat running down my forehead. Why wasn't she saying anything?

“I think you are a funny character, Thomas”

She then proceeded to pick up the conversation where we'd left it. If I slipped up again, it would surely mean my downfall.

For the rest of the dinner I was pitch perfect, playing her game while gently prying her open. What I found inside defied all expectations, and I gradually realized she would be one of my most valuable profiles.

By about 11:30 the dessert was finished, the bill had been called for and I had extracted all the precious information I wanted. It was now time for me to go home and get her profile down on paper. I still had a lot of work ahead of me, but oh what pleasurable work it would be!

“Well, it's getting late, we'd better get going” I said.

“Oh. Yes. You're right. Shall we get a taxi?”

I was taken aback; an unsettling feeling came over me.

“Oh, don't worry about me” I resorted to saying. “I'll be just fine.”

I quickly brushed that feeling aside, and concentrated on the marvelous prospect of getting home.

We stepped out into the cold night. The street was deserted.

“It's freezing out here Thomas, don't be silly, you should come with me.”

The taxi came, and I gallantly opened the door for her to get in. All I got in return was an inelegant grunt for thanks.

Squeezing in beside her, I was about to tell the driver my address when she suddenly interrupted me and gave hers. Hold on, shouldn't she drop me off first? All really I wanted now was to get home as quickly as possible.

Before I could say anything, the taxi driver closed the small sliding window that separated us from the front of the cab.

"Well, that's odd, I wasn't able to give my address" I said hesitantly, "Maybe we could tell him-"

She gently patted my leg. "Hush, now" she interrupted. "Don't be silly. Someone needs a good night's sleep"

I suddenly realised the taxi was uncomfortably warm: I could feel the hot air pressing against my skin and sucking the coolness from my body. We had already left the main avenue, heading in the opposite direction to where I lived. I tried to signal to the taxi driver to stop but the only sound I could make was a dry cough.

Martha was staring straight ahead, still gently patting my leg.

"Just you relax. I'll take good care of you. Good care of you indeed."

Espagnol

Composition du jury

Janice Argailot, MCF, Civilisation hispano-américaine XXe-XXIe siècles

Cristina Breuil, MCF, Littérature hispano-américaine XXe-XXIe siècles

Alice Carette, MCF, Civilisation espagnole médiévale

Laurence Garino Abel, MCF, Littérature espagnole XXe-XXIe siècles

Sonia Kerfa, PR, Histoire et esthétique des cinémas du réel Espagne et Amérique latine,

Études de genre

Libertad

Natalia Hincapié Zapata

Ruido de llaves. Se cierran las puertas, el timbre anuncia la noche. Todos vuelven a sus celdas. Aire desolador. Olor a sudor y humedad. Oscuridad. Desesperanza. Pasa el guarda anunciando con un “completo” que todos estamos en nuestros lugares. Sonreía, esa era mi señal, yo estaba listo, podía saborear la libertad.

¿Dos años?, ¿tres?, quizás cuatro... Perdí la cuenta de cuánto llevaba planeando mi fuga. Me lo tomé con calma, tenía dos cadenas perpetuas, la vida y la muerte para planearlo todo. ¿Que por qué estoy en prisión? Por venganza, no me arrepiento. Volvería a matarlos si volvieran a nacer. ¿Qué es lo peor que podría pasar? ¿Que me atraparan? ¿Meses de castigo sin ver la luz del sol? No me importaba, tenía que intentarlo, tenía otras preocupaciones. El mundo está hecho de cobardes y no atreverse es el peor karma, bien dicen que es mejor arrepentirse por lo hecho, que llorar por lo que nunca se hizo.

¿Qué es la libertad? me preguntaba cada día. Allí afuera estamos presos, de un trabajo, de una sociedad, de los problemas que nos angustian, de un gobierno... ¡No importa! Al final del día estamos presos, esclavos, atados de manos. Yo iba a reivindicar la idea de libertad. ¿En dónde? En cualquier lugar mientras la mente pueda dormir en paz. ¿Mi compañía? El abrazo que nunca volveré a saborear... Tengo pocas posibilidades de salir vivo, ¡ya lo sé!, pero lo necesitaba. Las verdaderas ataduras están en la mente, las celdas reales son las que atan el alma y el más cruel verdugo es el rencor y la sed de venganza.

¿El plan? Arriesgado, quizás demasiado para lo tímido y pacífico que he sido desde que tengo memoria. Yo no busqué un plan, diría más bien que el plan me encontró a mí. Ocurrió de tope, como las mejores cosas de la vida, en un día rutinario, recuerdo que estaba en silencio en mi celda, no había nada más que mis pensamientos y lo que quedaba de mí sumido en el abandono. Escuché un leve ruido del otro lado del muro, era como un suave flujo de agua, que a pesar de efímero y leve, sentí como escandalizó toda la celda, y todo se detuvo, hasta los pensamientos cesaron. Estudié ese insignificante ruido durante meses... Era un desagüe, es decir que al final de ese posible laberinto de tuberías, habría una salida. ¿A dónde me llevaría? ¿Al final de un pozo sucio? ¿A un río? Era todo un enigma, pero tenía que descubrirlo.

¿Cómo llegaría a la tubería? Sencillo. Durante años estuve cavando el desagüe del inodoro, ¡es asqueroso!, ya lo sé, pero los ronquidos de la noche se prestaban, con discreción y sigilo, para escarbar de a poco. Trabajé ese agujero durante años, y no es de extrañarse, mi única herramienta era la punta de mi cepillo de dientes que yo mismo afilé. En realidad, no era muy profundo, unos cuantos metros y encontré la tubería madre, eso sí ¡era estrecha!, pero yo podía entrar con esfuerzo. ¿Valdría la pena arrastrarse entre la mugre y el excremento de estos idiotas? Y ¿si estaba cavando mi propia tumba? Y ¿si muero preso? Ustedes pensarán que una razón muy fuerte tendría para atreverme a semejante aberración, y les juro que la tenía.

Esa noche llegó, no había nada en especial, simplemente me sentía seguro y salté al abismo... Comencé a arrastrarme. ¡Recordaba ese agujero más grande! No avanzaba muy rápido, me sofocaba el olor repugnante a desagüe y la textura asquerosa de los desechos impregnados a mi cuerpo que me hicieron vomitar varias veces, pero no me detenía. Perdí la noción del tiempo. Llegué a un punto sin salida, entré en pánico, sólo veía barro y desechos, no podía avanzar.

Estaba tan cerca y tan lejos. ¡Frustración! Desesperación. Claustrofobia. Miedo. Oscuridad... Ella. Pequeña e indefensa. Dolor... ¡Sin aire! Gritos sordos... Su rostro. Su sonrisa... ¡Realidad! Asfixia. Sin aliento. Fuerzas en vano. Sudor. ¿Me rindo? ¿Continúo? ¿Será el fin? Siento la tierra en mi garganta, en la nariz, no puedo abrir los ojos. Suelto golpes de ahogo. Movimientos de desespero. Y ¿si no puede ser? Y ¿si arriesgándome tanto estaría enterrándome vivo? Y ¿si retrocedo? Total, nadie se habrá percatado de mi ausencia... ¡Furia! Enojo. Segundos eternos. Agotamiento. ¡No puedo! ¡No llego! Temor. Venganza... Dicen que cuando estás a punto de morir, pasan por tu memoria los recuerdos más felices, pero mis recuerdos eran todo, menos felices. Me aferraba a la vida. Me negaba a morir en prisión, ahogado en rencor y sediento de paz. Me revuelco. Saco fuerzas de donde no las tengo. Me sacudo. Intento. Persevero. Cierro los puños con impotencia. ¡Me rindo!

En últimas noticias: ¡Hallazgo desgarrador!, partes de cuerpo humano, de al menos tres hombres, están siendo encontradas en diferentes partes de la ciudad. Las autoridades creen que se trata de conflictos entre mafias. Los cuerpos no han podido ser reconocidos.

¿Dónde está Félix? Era la incógnita que se apoderó de la prisión por varios meses. Recuerdo la mañana después de la fuga por el ambiente de incertidumbre que reinaba, era una especie de odio y admiración al mismo tiempo. Todos fuimos castigados por no dar información del plan, nadie lo encubría, pero aun así pasamos aislados casi un mes, fue el hombre más odiado por todos. ¿Cómo lo hizo? Se rumoreaba que había hecho un túnel, ¡que patético! Podría jurar que no hay salida de este infierno... Compartimos celda alguna vez, Félix no era de hablar, parecía enojado, pensativo, tenía cierto aire de misterio, me recordaba a esos desadaptados sociales conocidos por encabezar masacres. Antes de la fuga parecía un alma en pena, ni siquiera puedo recordar el tono de su voz ¡Ya no importa! El muy enfermo se entregó voluntariamente a la cárcel hace un par de días. Nadie le pregunta sobre su travesía, mucho menos la razón por la que volvió. ¿Quién en su sano juicio se escapa de prisión y vuelve un día como sin nada? Entró como si fuera su casa, con esa sonrisa macabra que no se borra de su rostro. Entiendo de los alcances de los seres humanos, sé que nos mueven las intenciones, sean buenas o malas, pero para saltar de un abismo, se necesita más que ganas, se precisa de mucho corazón y valentía.

Y ¡volví! Pero esta vez volví libre, sin peso, tan liviano como las hojas del otoño cuando las mueve el viento. ¿Qué pensarían si supieran que fui yo? Yo los encerré, yo los torturé, les quité cada parte del cuerpo aun estando vivos, me aseguré de que conocieran el dolor. La sangre era mi trofeo y cada amputación representaba cada día de dolor que he pasado y me quedé corto... Ella era sólo una niña, mi niña. La violaron cinco de ellos, le apagaron la vida de la forma más cruel. Yo la vi, era mi propia hija y no la reconocí, dejaron restos de ella. Morí en vida, morí con ella. ¡Hoy revivo! Lo hice y me liberé. Me arriesgué a todo y gané, hice lo impensable, lo que nadie haría y sobreviví. Bajé al infierno y vencí. Rompí mis cadenas, volví a surgir.

Ensueño

Mariana Moreira Dias

Alguna vez te has hecho la siguiente pregunta, ¿cómo me encontré en esta situación? Desde hace algún tiempo, me hago esta pregunta en cada momento de mi vida. En esta vida que nos pone cada día un poco más en competición entre nosotros, a veces es difícil desmarcarse, sentir que existimos.



Me llamo Rainy, soy alguien de quien no te das cuenta. Discreta, sola y muy distraída. A menudo en la luna, perdida en mis pensamientos, en mi mundo.

Hoy es la noche del 31 de octubre. Escucho a la gente en la calle gritando y riendo mientras pide dulces o tira confeti en el césped de los vecinos. Por mi parte, estoy sola, en mi cama, somnolienta, preguntándome cómo pagaré mis facturas. Soy mesera en un pequeño restaurante miserable, y el salario no es muy alto. Entonces, cuando recibo una notificación para jugar un juego con ganancias, no me hago la pregunta y voy a por ello.



El embrujo de las ganancias a veces puede empujarnos a hacer cosas completamente locas. Llevando nuestros límites al extremo incluso si eso significa poner en riesgo la propia vida. ¿Quién no ha soñado nunca con ganar dinero fácilmente?

Eso, los creadores de un misterioso juego online llamado "ATREVIMIENTO" lo han entendido bien. En un mundo que ya está pervertido por las redes sociales, qué mejor que desarrollar un juego que venda a la gente imágenes más sensacionales unas que otras. Aunque nunca olvides que está estrictamente prohibido revelar la existencia del juego a las autoridades, a riesgo de sufrir las consecuencias.



En resumen, perpetuamente estamos buscando ese pequeño algo que nos hará únicos a los ojos de los demás, algo que nos hará geniales y que despertará cierta admiración. El concepto de ATREVIMIENTO retoma admirablemente todos estos códigos de los jóvenes en busca de popularidad, emociones fuertes y riqueza.

Una nueva generación arrullada por las redes sociales, pero también por las nuevas tecnologías que, en su progreso, nunca deja de sobrepasar los límites de lo posible. Las reglas son bastante simples, para jugar tendrás que ser ambicioso y tener agallas. Gana desafíos para ganar puntos y sin más remedio que ganar la final para que tus ganancias se conviertan en dinero.

Un juego como acción o verdad, sin verdad, sólo las consecuencias.



Mi primer reto fue bastante sencillo. Tuve que saltar a la piscina de un desconocido con la ropa puesta. Así que aproveché el hecho de que mis vecinos estaban fuera para hacerlo. Los siguientes desafíos fueron un poco más complicados... Complicado no es el término correcto, eran bastante vergonzosos... Como, por ejemplo, cantar el himno nacional de Quebec de pie en un banco, la mano en el pecho... Un gran momento de soledad. En el fondo estaba cumpliendo desafíos simples, pero gracias a ellos pude pagar mis cuentas.

Llegando al restaurante esta mañana para tomar mi servicio, el jefe me dice que después de un recorte presupuestario, tendrá que despedir empleados, y como soy su empleada más reciente, tendrá que separarse de mí.

Todo se desploma.

Todo estaba más o menos bien, pero podía sobrevivir, en cambio ahora no tenía trabajo, y ya no podía pagar el alquiler de mi apartamento.

Estaba pasando apuros.

Así que hice lo único que me quedaba por hacer mientras esperaba encontrar un nuevo trabajo.

Acepté un reto, de nivel difícil.

Cuanto más peligrosos sean los desafíos, más probable es que ganes una cantidad sustancial de dinero siempre que hayas ganado, por supuesto.

Mi desafío era filmarme en el techo de un autobús en movimiento. Era peligroso por supuesto, pero la suma para este desafío me permitiría pagar el alquiler de aquel mes.

Así que lo hice.

Y no me arrepentí.

Tenía el pelo que se movía con el viento, el sol era intenso. Me sentí libre y la mejor parte es que tenía más de mil personas viéndome en directo. Me quedé atrapada en el juego y empecé a tener cada vez más confianza en mí misma. Tanto fue así que me puse de pie y comencé a hablar con mis seguidores, algo que nunca había hecho antes. Les dije "si muero decidle a mi perro que lo amo". Esto provocó una oleada de risas.

Me sentía bien conmigo misma. Gracias a este juego, tenía más confianza en mí misma y en mis habilidades. Estaba haciendo cosas que nunca me había atrevido a hacer. Como por ejemplo robar una bufanda en una tienda. Mi corazón latía mil veces por hora, y la adrenalina corría por mi torrente sanguíneo. Si me atrapaban, se acababa para mí, pero fue tan emocionante. Pero, bueno, era solo una bufanda, no le haría daño a nadie. Así lo hice. Y logré hacerlo fácilmente. Mis seguidores me felicitaron y me aplaudieron.

Estaba feliz en ese momento.

Pero todo lo bueno se acaba.

He estado jugando a este juego durante unos meses, y los desafíos han comenzado a hacerse más exigentes ... a ser cada vez más péfidos.

El número de jugadores había disminuido debido a la dificultad de los desafíos. Así que las ganancias habían aumentado. Provocando frenesí en algunos jugadores. Y a otros, permitiéndoles darse a conocer como jugadores listos para cualquier cosa, como Lévy, que no dudaba en mostrar violencia gratuita.

Lévy era un hombre alto, con hombros anchos y con rasgos duros en la cara. Era muy seductor y tenía una voz sensual. Exudaba una energía poderosa, atractiva y amenazante. Era como un imán que llamaba la atención y respiraba peligro, mientras todo indicaba que era un hombre peligroso. Especialmente cuando me miraba con su mirada oscura. Cuando sus ojos recorrieron mi cuerpo, todo se incendió. Pero tenía que mantenerme alejada de él, porque me atraía.

Algunos participantes competían, luchaban entre sí y el perdedor abandonaba el juego y le daba sus ganancias al ganador.

Ahora solo había una decena de participantes.

Y lo peor empezó.



Violencia.

Quería dejar el juego.

Agresiones.

Pero ahora era imposible hacerlo.

Robos.

Lo había intentado muchas veces, pero no podía, y ya no quería continuar.

Robo a mano armada.

Se había vuelto demasiado peligroso.

No entendía por qué los jugadores seguían jugando. Si se detuvieran, todo se detendría con ellos.

Pero quedaron atrapados en un torbellino negro, una locura, un frenesí donde solo contaba la victoria y nada más. Algunos seres están dispuestos a hacer cualquier cosa para alcanzar el objetivo.

Pero, ¿hasta dónde están dispuestos a llegar?

¿Hasta dónde se atreverán a llegar?

Asesinato.

Ya no había vuelta atrás posible.

Lévy, el jugador más agresivo, había ido demasiado lejos. Y no sintió remordimiento, ni escrúpulos, ni aflicción. No había compasión en sus profundos ojos grises, que me recordaban una noche tormentosa.

Recuerdo muy bien esos hermosos ojos grises, porque ahora solo quedaban dos jugadores.

Él y yo.

Y él estaba frente a mí.

Ya él había eliminado a todos los demás jugadores.

Así que no iba a tener problemas para matarme...

Pero...

Se lanzó sobre mí, inmovilizándome contra una pared, apoyándose con todo su peso contra mí para que no pudiera moverme. Yo podía escuchar los latidos de mi corazón en el pecho, y pensé que era el final. Pero se contentó con mirarme con sus hermosos ojos por un momento que me pareció una eternidad. Sus ojos eran tan magnéticos que podías ahogarte en ellos. Me miró con tal intensidad que el tiempo se detuvo. Con sus dedos comenzó a acariciar mi cara, siempre mirándome con sus ojos que ahora estaban llenos de deseo. No pude evitar sonrojarme al sentir esa electricidad que nos envolvía. Acarició mis labios con su pulgar y acercó su rostro al mío, y me susurró al oído con su voz suave, mientras me iba agarrando más fuerte de las muñecas:

- "Eres mía".

Sus labios rozaban los míos y...

El despertador me sobresaltó.

¿Fue todo imaginación?



¡Maldita sea!

Hoy es el Día de Todos los Santos, es un día feriado. Quiero llorar... ¿Quién se olvida de quitar la alarma de su despertador en un día feriado?

Ya que estoy despierta, podría levantarme. Me preparo y enciendo el televisor al mismo tiempo que me preparo el desayuno.

Pongo mi programa favorito y me siento en el sofá.

Pero después de unos minutos es interrumpido por una noticia de última hora.

Ocho personas murieron anoche. Ocho caras que conozco muy bien.

Los ocho participantes a los que Lévy había matado en mi sueño...

Y, ¿si no fuera un sueño?

Y, ¿si no fuera solo imaginación?

¿Me atrevo a averiguarlo?

DOS BATALLAS, DOS PALABRAS

Isabela Berrío Ramírez

Aquella mañana Will se había despertado un poco aturdido y dolorido, intentando recordar lo que había pasado la noche anterior. Primero, inspeccionó con la mirada de manera minuciosa el lugar. No era su habitación, cosa que no ayudó a tranquilizarlo. Luego, empezó a tocar su cuerpo. Sentía un dolor fuerte entre las costillas, pero no sabía muy bien por qué. En su mente sólo había lagunas, a duras penas recordaba quién era. Por lo que tomó rápidamente su camisa, se abrochó los pantalones, se puso los tenis y salió corriendo de aquella habitación. La puerta se cerró tras él, dejándolo en una oscuridad en la cual sólo se podía dejar llevar por los infinitos pasillos de aquel castillo alumbrados por antorchas. Pero, ¿qué rayos hacía él en un castillo?

Desesperado, Will buscó rápidamente su móvil en sus pantalones. El único que podía ayudarle era su mejor amigo, Jack. Ellos estaban juntos hace pocas horas. Will lo llamó varias veces pero fue inútil, no tenía señal. Paró por unos segundos, intentando tranquilizarse, el desespero sólo lo estaba confundiendo más, se sentía encerrado y sin salida en aquel laberinto.

—Inhala, exhala, inhala, exhala —se decía a sí mismo. —Bien, Will, intenta recordar. ¡Vamos, tú puedes!

Pero era un fracaso, el dolor de cuerpo no le permitía pensar bien. Las antorchas no lograban iluminar bien el lugar. Sentía que daba vueltas y vueltas y que no llegaba a una salida. Cerró los ojos por un momento y se dejó caer al suelo. Se encontraba solo, a oscuras y no recordaba absolutamente nada de la noche anterior. Los pocos recuerdos que se le venían a la mente eran que Jack había ido a buscarlo a su casa y le había prometido como lo hacía cada viernes la mejor de las noches. Fiesta, música, alcohol y chicas.

Will pensó enseguida en sus tíos que deberían estar como locos buscándolo. Cada vez que salía de fiesta, siempre a más tardar llegaba a su casa a las siete de la mañana y su móvil indicaba que ya era mediodía. Mediodía, y él no podía ver un rayo de luz siquiera. Miró de nuevo su móvil, revisó las llamadas, y la última persona con la que había hablado había sido una tal Megan, pero antes de ella, a las once y cincuenta había hablado con Jack,

pero, ¿por qué lo llamaría su amigo a esa hora, si se supone que estaban juntos en el mismo lugar? De repente, se le vino a la mente un recuerdo. Era el cumpleaños de la chica que le encantaba a Jack, Will no la conocía aún, pero hasta donde tenía entendido era muy hermosa. Todo aquel que se refería a ella la describía como una diosa.

Su móvil tenía poca batería, así que fue directo a los mensajes de texto, de seguro le había escrito a alguien o viceversa. Encontró varios mensajes, el primero era con la Megan que había hablado por llamada. Intentó recordarla pero no lo logró. En los mensajes ella le hacía una invitación después de la fiesta. Will, siendo un tipo engreído de veintitrés años, le había respondido que sí. Se sonrió a sí mismo por su arrogancia con las chicas. Luego, siguió mirando y Jack también le había escrito, preguntándole dónde estaba. Will le había respondido —Con ella, con la chica. ¿Estaría hablando de Megan? Eso significaría que la última persona con la que estuvo fue ella.

Su batería ya estaba a cinco por ciento, por lo que decidió bloquear la pantalla y emprender de nuevo aquel laberinto, que en realidad parecía ser su propia pesadilla. Algunos elementos no concordaban en la historia y él tenía que descubrirlos. Una vez de pie, planeó lo que haría en primer lugar. Encontrar una salida. Su gran problema hasta el momento era ése. Reuniendo el poco valor que le quedaba, más tranquilo y con astucia, decidió cambiar su estrategia. Lo primero que hizo fue quitarse la camisa, rasgarla en varios pedazos, tomar una de las antorchas que se encontraban en la pared e ir dejando rastros por donde pasaba, de esta manera sabría con exactitud si ya había pasado o no por ahí.

Pasados los primeros quince minutos que parecían haber transcurrido lentamente, Will se encontraba frente a otro problema. Se le acababan los pedazos de su camisa, sin embargo, no había pasado por el mismo lugar hasta el momento. No sabía cómo tomar esa noticia, buena porque podría encontrar pronto una salida, o mala porque eso significaba que el lugar era tan gigante y no había escapatoria. Volvió a dejarse caer al suelo. La desesperación lo estaba enloqueciendo, hasta que de pronto, escuchó una voz femenina lejana diciéndole —Sigue, pronto llegarás, sólo sigue mi voz —Otra cosa de la que no sabía si lo asustaba o tranquilizaba más.

Creía que se estaba volviendo loco, pero si el hecho de seguir el sonido de una voz podía ayudarlo a encontrar una salida, pues lo haría. La voz que no se le hacía para nada familiar, en realidad había dejado de hablar, ahora solo emitía melodías. A lo lejos se veía

una puerta, ¿sería por fin la salida? Will corrió rápidamente y la abrió. No era la salida, sino una habitación blanca e iluminada con luz artificial. No había ventanas, sólo tres puertas.

Abrió la puerta a su derecha, entró y ésta se cerró tras él. Estaba confundido. Sus padres biológicos estaban frente a él. Will los odiaba por haberlo abandonado en su infancia, cuando más los necesitaba. Siempre se preguntó por qué lo hicieron. Su familia prefería no hablar de ello y siempre que él mencionaba el tema, todos lo esquivaban.

—¿Por qué me dejaron? ¿acaso me odiaban? —les preguntó Will casi que gritándoles y conteniendo su furia.

—Claro que no, hijo. Te amamos, te amamos más que a nadie en este mundo. Pero en aquel entonces teníamos problemas muy graves y no queríamos que algo malo te pasara.

—No saben cuántas noches me la pasé soñando con este momento. Los odio por haberme hecho pensar toda mi vida que la culpa había sido mía.

—Esperamos que algún día puedas perdonarnos, hijo. Sólo queríamos protegerte y ¿quién mejor para cuidarte que tus tíos? —le dijeron sus padres, acercándose a él y abrazándolo muy fuerte.

—Los amo. —le susurró Will a sus padres, hecho un mar de lágrimas.

Era la primera vez que estas palabras salían de su boca. En ese momento, la puerta se abrió. Will había cumplido con éxito la primera prueba.

Saliendo de la primera habitación y secándose las lágrimas, se dirigió a la puerta de la izquierda, esperando que ésa sería la que por fin lo llevaría a la salida. Pero, en lugar de ello, en la habitación en la que había entrado, había un ataúd y el lugar se encontraba absolutamente vacío. Sólo estaban él y la persona que se encontraba dentro del féretro. Se acercó y vio la foto de su abuelo. Había muerto quince años atrás y en aquel entonces él no se atrevió a asistir. Will era un niño miedoso de ocho años cuando su abuelo falleció y su peor temor era que se le apareciera su espíritu. —Will, no debes tenerme miedo, soy tu abuelo —escuchó detrás de él. Se giró rápidamente y lo vio. Ahí estaba, su abuelo Antonio. Aunque le temblaba todo el cuerpo, se dirigió a abrazarlo, pero éste se esfumó diciendo unas últimas palabras —Mi nieto, te perdono por no haber venido aquel día.

El miedo fantasmal que a veces se apoderaba de él en las noches desde su infancia, había desaparecido y en lugar de ese sentimiento, sentía paz y tranquilidad. Will había

cargado desde pequeño con la culpa de no haber asistido al velorio y al sepulcro de su abuelo por temores que estaban en su cabeza.

Finalmente, se paró enfrente de la última puerta. La tercera ya era la vencida, si ésta no era la salida, probablemente no existiría y se quedaría encerrado para siempre en aquel lugar. Sin embargo, en aquel instante, se dio cuenta que había enfrentado sus dos mayores problemas. El laberinto probablemente era su mente y todo esto era producto de su subconsciente. Situaciones de las cuales prefería huir y callar. Atreverse a enfrentarlas fue su éxito y probablemente su liberación no física pero sí psicológica y espiritual hasta el momento.

Armándose de valor abrió la tercera puerta. Estaba en una habitación de la casa donde fue la fiesta la noche anterior y a su lado estaba una hermosa joven —¿Será Megan? —se preguntó a sí mismo en voz baja.

—Lo soy, ¿no te acuerdas de mí? —respondió ella, ofreciéndole una sonrisa coqueta.

—¿Qué sucedió anoche? ¿Por qué me duele el cuerpo?

—Bueno, digamos que la fiesta se salió un poco fuera de control.

Will tomó su móvil y llamó a Jack. Cuando éste le contestó, le preguntó —¿dónde andas, hermano?

—¿Es en serio, Will? Vete a la mierda.

Français

Composition du jury

Julie Darnand, enseignante de FLE

Filippo Fonio, directeur adjoint d'UFR en charge des relations internationales

Sylvie Martin-Mercier, MCF d'italien

Francesca Rondinelli, enseignante de FLE

Le chercheur du soleil

Mouna El Kassemi

L'obscurité s'estompe et je cligne mes yeux dans le froid intense. Je me trouve sur mon sac de couchage sale. Maintenant. Maintenant, tout de suite, elle devient visible. L'aurore. Je suis excité et j'oublie le froid parce que l'adrénaline coule dans mes veines. Je me souviens si bien du jour où j'ai vu le soleil. Je ne pourrais jamais l'oublier. C'est le jour où ma maman m'a quitté. J'avais huit ans, mais je n'avais pas peur. Je la vois devant mes yeux. Nous nous tenons près du mur, près de la porte de la ville, fermée à jamais. Elle me tient les mains, m'embrasse sur le front et se glisse par une petite lucarne dans le mur de la ville. Elle tient la porte de la trappe ouverte pour un moment et je regarde à travers. Des rayons embrassent mon visage. Une lumière qui porte tant de choses en elle. Elle est si douce et si vaste, elle inonde le ciel. Ce doit être le soleil. Jamais je n'oublierai la couleur pêche du ciel et les rayons qui embrassent les champs et les buissons et rendent la brume visible. Les cheveux de ma mère ont des reflets dorés comme le miel. Je vois son regard triste et souriant et la trappe se referme.

Combien donnerais-je pour revivre ce moment avec ma mère? Elle me manque et en même temps, cela rend mon cœur fort et courageux pour suivre cette voie qui est la mienne. Je veux trouver la vérité. Je veux revoir le soleil.

Je plonge la main dans la poche de ma veste et en sors une petite montre. 6h37. Encore neuf minutes et je dois avoir disparu. Bien que je n'aie pas dormi, mes yeux sont éveillés et mon regard se pose sur le ciel d'un bleu d'appel qui devient un peu plus clair et le bleu un peu plus doux à chaque seconde qui passe. Les étoiles se tordent et des lambeaux de brouillard gris clair flottent au-dessus de moi comme de la barbe à papa. Je m'imagine en train de les toucher et d'enrouler mon aileron autour d'elles. Pendant un instant, j'oublie tout, je suis allongé sur le dos et mon corps donne l'impression de flotter. Je fais partie de tout cela. Lentement, mon regard se pose sur le sol. J'entends un craquement. Je me retourne frénétiquement. Qui est-ce ? 6:39. J'entends des voix. Le rocher derrière lequel je suis allongé ne me cachera pas suffisamment. Je me lève d'un bond et je cours. Je laisse mes ustensiles derrière moi. Je n'ai pas le choix. Non, ce n'est pas possible. Le rose éclipe le bleu du ciel. Je veux le voir. Je veux l'absorber en moi. Je veux toucher les rayons du soleil.

Mais maintenant, je dois courir. Pour ma vie. Ma respiration s'engouffre dans mes poumons et mes jambes sont lourdes. Je jette un coup d'oeil derrière mon épaule et vois deux gardes. Ils m'ont vu. Ils m'ont vu, mais je suis déjà proche des murs de la ville. Ils ne me rattraperont pas, mais ils ne m'oublieront pas non plus. Ils m'ont vu et ils ont mon sac de couchage. Ils ont mes empreintes digitales. Désormais, je suis un ennemi public. Désormais, je suis en fuite. J'arrive à la trappe dans le mur de la ville et je jette un regard en arrière. Une bande rouge vif traverse l'horizon. La lumière, les rayons touchent les lambeaux de ciel et font rayonner leurs bords. Je suis comme hypnotisé et j'enregistre la vue en moi. Je me retourne, ferme la trappe derrière moi et me mêle aux habitants de la ville qui n'ont jamais vu le soleil de leur vie, qui ne connaissent que la lumière bleue des réverbères, qui pensent que leur peau brûle au contact du soleil et que sa vue les rend aveugles, qui n'ont jamais vu le ciel, qui ne connaissent que le plafond brun clair de la ville.

J'ai vécu 179 jours dans l'ombre sans voir le soleil. À l'intérieur des murailles de la ville et dans l'ombre des gens. Je n'ai le droit d'avoir aucun contact avec qui que ce soit, car je ne veux pas les mettre en danger. Je m'accroupis sur une caisse en bois et m'appuie contre le mur humide de l'égout. Un lézard passe à toute vitesse devant mon épaule. Je suis ici aux heures de travail des citadins et aux heures de sommeil, je suis à la recherche de nourriture. Je vole parce que je n'ai pas le choix. Quand je rêve, je rêve de soleil. Je pense aussi à la ville et à son fonctionnement. Pourquoi ne pouvons-nous pas voir le soleil? Pourquoi ce plafond? La réponse se trouve dans le bâtiment économique, d'où notre ville est dirigée. C'est le seul endroit de la ville où il y a des plantes. L'arrière du bâtiment économique mène à une immense serre, avec un toit en verre, que les habitants ne peuvent visiter que la nuit. C'est ici qu'est produite la nourriture pour toute la ville. Si tous les habitants avaient accès à la lumière du soleil, chacun pourrait faire pousser ses propres plantes. Il n'y aurait pas besoin d'acheter de la nourriture et le bâtiment économique ne générerait pas de revenus. Quand je ne rumine pas ou ne rêve pas, je travaille sur mon plan. Encore trois jours. Et ce sera fait. J'ai inspecté le plafond de notre ville. J'ai collecté et volé des matériaux et je n'ai pas peur. De quoi devrais-je encore avoir peur? Tout ce que je craignais s'est produit. Je suis

tout le monde, mais pas seul. Je sais que je suis dans le monde. Une partie de tout cela. Je sens la terre, j'entends des voix et des sons, je fais confiance à l'amour de certaines personnes qui sont très spéciales pour moi. Qu'ils me voient ou non, je crois que nous sommes liés. Je me laisse aller à mes rêves et je crois en l'instant présent et en la vérité.

Le jour est venu.

Mon sac à dos est prêt depuis des lustres. Mes lacets sont attachés et mes doigts sont chronométrés. Qui suis-je aujourd'hui et qui serai-je demain ? Ma mère me reconnaîtrait-elle ? Serai-je encore là demain ? Bien sûr que je le serai. Même si je meurs. Mais je ne veux pas en arriver là. Et si cette ville devenait nouvelle aujourd'hui ? Et si nous voyions le soleil aujourd'hui ? Je refais mes chaussures et j'essaie d'ignorer la sensation d'oppression dans mes jambes. J'ouvre la trappe des égouts et je sors. Les gens à côté de moi courent et rient entre eux comme si de rien n'était. Ne réalisent-ils pas ce que je ressens ? Je continue à me faufiler entre les gens et les ruelles et j'arrive plus loin à l'intérieur de la ville. Un homme se tient devant un stand de pain. Je garde les yeux rivés sur le sol et continue à marcher. Mon estomac est si serré que j'ai du mal à respirer calmement. J'arrive sur la grande place. C'est le jour du marché. Partout des gens, des odeurs, des couleurs et des lampes qui remplacent la lumière du soleil. Les nombreuses voix deviennent soudain plus fortes. Il y a tellement de veilleurs ici. Il y en a sept à la ferme, un derrière moi au stand. A droite, près du parking, il y en a deux. J'ai la tête qui tourne. Les couleurs et les voix se mélangent en une masse impénétrable. J'ouvre prudemment les yeux. Je m'appuie sur une poutre et me souviens de la lumière du soleil. De sa chaleur et de ses couleurs dorées. Je ferme les yeux et les ouvre cette fois avec détermination. Je m'agenouille derrière un vieux stand de marché et sors la tige métallique pointue sur laquelle je travaille depuis que je vis dans la clandestinité. Je la sors de toutes mes forces. Elle doit faire au moins huit mètres de long. Elle est lourde, mais je me suis entraîné pour la tenir. Je sens des regards dans mon dos et je continue. Je soulève la barre de toutes mes forces. Les gens commencent à s'exclamer, effrayés et étonnés. J'entends des pas de gardes, mais je continue à soulever la barre vers le plafond. Je rassemble toutes mes forces et lance la barre vers le haut. Son spite transperce le

plafond. Je la fais voler en éclats. Mes bras me font mal, je continue à tirer et soudain, la lumière pénètre. De la lumière. Blanche et rayonnante. Des gens crient. La fissure dans le plafond s'élargit. Une lumière claire et brillante me frappe. Je laisse tomber la barre au sol. Je me tiens dans la lumière. Pour la première fois de ma vie, mon corps tout entier est envahi par la lumière. Je ne pense à rien, je reste simplement là, dans le cône de lumière du jour. Des gens se rapprochent. Je sens leur peur. Un petit garçon court vers moi. Il tend la main pour sentir la lumière du soleil. Il sourit. Les gens se rapprochent. Ils touchent ma peau et voient qu'elle est intacte. J'entends l'étonnement et le soulagement. Les gens arrivent dans la lumière.

Comment vivre la vie de vos rêves ?

Susan Atiomo

...première étape : oser la chercher.

Il reste sept jours avant le départ. Au moins, cela est ce que la mère de Premier lui a dit. La guerre a commencé il y a un an. Premier avait perdu son père et sa sœur, qui avait deux ans moins de lui, pendant une frappe aérienne. Parfois, quand sa mère pense qu'il dormait, elle pleurait et pleurait. Il l'entendait toujours.

Ils habitaient avec son oncle et son cousin dans une chambre. Le bâtiment dans lequel ils résidaient a été détruit par quelque chose. Ils ne connaissaient pas comment il se passait exactement. Ils ont déménagé ici après la mort de son père et sa sœur. Avec son oncle, sa mère et son cousin, ils étaient les derniers dans sa famille.

Il ne restait que quatre personnes.

Cela fait trois mois que sa mère commença de trouver des personnes qui pouvaient les aider à partir du pays. Chaque fois qu'elle sortait de la chambre, il se mettait à la porte. Toujours, il avait peur. Peut-être qu'elle va mourir comme son père et sa sœur ? Peut-être qu'elle va perdre son chemin ? Chaque fois qu'elle rentrait dans la chambre, il restait avec elle et il la surveillait pour les blessures.

Sa mère parlait beaucoup de la vie de ses rêves. Une vie, selon elle, sans la guerre. Une vie où tout va bien et il y a la paix. Souvent, elle disait à Premier qu'ils auront cette vie idéale. Quand ils partiront enfin.

Sa mère discutait tous les jours avec son oncle sur le sujet du départ pendant qu'il jouait avec son cousin. Une fois, il entendait leur conversation.

- Il y a un homme qui m'a promis que nous pouvons entrer dans son bateau avec lui. Il a les plans de partir bientôt pendant la nuit, raconte-t-il sa mère.

- Il va où ? Exige son oncle.

Il n'a pas entendu la réponse de sa mère mais celle de son oncle.

- Ce ne sera pas pratique. Le président a fermé les frontières contre les réfugiées. Il connaît ça, n'est-ce pas ?

- Je ne sais pas.

Après deux mois de recherche, sa mère annonça qu'elle trouva un moyen. Il y avait une famille de trois qui partira dans un mois. Il y aura des places disponibles dans la voiture dont la famille va voyager. La famille voulait de conduire jusqu'à la frontière où se trouvera des buses organisés par une organisation avec le but d'aider les personnes de s'échapper de la guerre. Il restera seulement deux places dans la voiture.

Les disputes commencèrent.

Sa mère et son oncle voulaient la même chose ; de s'enfuir de la guerre. Parfois dans la nuit parmi les voix de sa mère, son oncle et le bruit des coups de feu, Premier écoutait à la seule radio qui fonctionnait dans la chambre. Selon les personnes qui racontaient les infos, à cause de la guerre et en conséquence de la vague des migrants, les frontières près de leur pays avaient commencé de fermer ses portes au fur et à mesure. Avec chaque minute, ils perdaient de temps.

Pendant la nuit, Premier comptait les moutons. Récemment, il ne pouvait pas facilement trouver le chemin vers les bras de Morphée. Un jour il se réveilla et trouva les places vides de son oncle et son cousin. Sa mère était à la seule fenêtre dans la chambre. Les larmes dans ses yeux. Dans sa main, un papier.

Le papier était laissé par son oncle. Pendant la nuit, il reçut les infos sur un bateau qui était en train de partir. En pensant qu'elle était la seule chance pour lui et son enfant de s'enfuir, il la prit. Il n'y avait pas de temps pour les adieux.

Il ne restait que deux personnes.

...deuxième étape : oser la réaliser.

Le départ de son oncle et son cousin entraînait les conséquences. Sans son oncle qui les avait aidés à trouver la nourriture – parmi les autres essentiels – avec l'aide de son ami, c'était plus difficile pour Premier et sa mère de se nourrir.

Après deux jours avec de l'eau seulement, il partit de chercher les produits. Sa mère qui était contre cette idée ne pouvait pas faire beaucoup pour l'arrêter à cause de sa maladie ; elle avait tombé malade il y a quelques jours. Ce n'était pas sérieux selon le médecin qui vivait deux étages en-dessous d'eux. C'était à cause de la stresse et la fatigue. Premier voulait que sa mère restât dans la chambre d'éviter plus de la stresse. Elle l'a dit qu'elle aura plus de la stresse avec Premier dehors de la chambre. Même s'il était la vérité, ils n'avaient pas la liberté des options.

Son oncle lui a dit une fois comment il avait souvent trouvé les produits pour eux ; pas loin d'eux, il y avait un endroit où se trouvait le bureau de l'organisation qui donnait aide aux survivants de la guerre. Le bureau n'était pas vraiment un bureau mais un camion qui venait une fois par semaine avec les essentiels.

- Il faut que tu fasses vite si tu voudrais la chance d'avoir même du pain pour une personne parce que la file est souvent très long et le camion n'a pas assez des essentiels pour tout le monde, racontait-il son oncle une fois.

Il l'a dit après une expérience particulièrement stressante où il ne pouvait pas rentrer avec les produits à cause d'un conflit qui commença dans la file et qui en résultat a poussé les personnes de l'organisation de fermer le camion et de s'éloigner de la situation. Son oncle pensait ils avaient peur surtout parce qu'ils ne connaissaient pas la cause du conflit ; c'était un homme qui a tenté de voler d'un autre homme son horloge.

Premier se souvenait que selon son oncle, la communauté ne pouvait pas avoir les produits pour la semaine et en colère, ils avaient puni le voleur. Son oncle avait arrêté son histoire à ce moment et Premier n'avait pas demandé comment les personnes présentes ce jour-là ont puni le voleur.

Quand Premier a rentré chez lui, il était épuisé. Il a passé presque toute la journée dans la file pour récupérer des produits. Il a réussi mais il faudrait qu'ils gérassent bien la consommation des produits pour la semaine sinon, il y avait de risque d'être sans les essentiels.

Premier était fier de lui-même. Il était aussi très heureux. C'étaient quelques jours qui restaient avant leur départ. Enfin, ils pouvaient partir.

Il restait avec sa mère pour le reste de la nuit. Ensemble, ils chantaient doucement et ils racontaient les histoires. C'était un moment le plus calme qu'il avait eu depuis longtemps.

Encore, sa mère parlait de la vie de ses rêves. Une vie où ils pourraient vivre ensemble. En sécurité.

- Nous allons avoir cette vie, bientôt, elle lui a dit.

Cela fait juste quelques heures avant sa mère se réveilla. Elle était avec ses valises en main qu'elle gardait toujours plein de ses choses.

- Dépêche-toi mon chéri ! Ils vont partir cette nuit !

La famille qui a donné à Premier et sa mère l'option de partir avec eux a changé ses plans et voulaient partir cette nuit.

Le son de ses cœurs dans ses oreilles, ils partirent son logement en recherche de la famille. Après ayant les trouvés à côté des décombres qu'étaient avant une partie d'une école, ils commencèrent le voyage.

Premier ne pouvait pas comprendre comment le père était capable de conduire le véhicule. Il n'y avait pas des rues définies non plus. En fait, il était choqué que la voiture a survécu les bombardements et il y avait le pétrole dans la voiture. Peut-être la famille n'avait pas conduit la voiture depuis le début de la guerre.

Le père a laissé le véhicule près de la frontière ; il n'avait plus des raisons de l'utiliser selon lui. Le père, la mère, son fils, Premier et sa mère attendaient pendant toute la nuit. Les buses venaient seulement dans le matin.

Il y avait déjà une file. Plus des personnes que Premier pouvait compter. Il restait près de sa mère, fatigué mais en bonheur. Ils vont partir enfin.

Les buses arrivaient avec l'aube. Au fur et à mesure, les personnes sont montées aux buses. Quand c'était le tour de Premier et sa mère, il est entré aussi dans le bus.

- Je suis très désolé Madame, mais il n'y plus des places disponibles dans le bus, un des conducteurs dit à sa mère.

Toutes ses pensées le quittaient, sa peur montait. Il a commencé de descendre du bus vers sa mère mais elle l'a arrêté.

- Reste dans le bus mon chéri, s'il te plaît. Peut-être c'est notre seule chance de partir. Reste là. Elle avait les larmes dans ses yeux et sa main tremblait pendant qu'elle l'embrassait.

- Ils vont t'aider, n'inquiète pas. Ils t'emmèneront à notre voisin. L'état nous a promis refuge. Tout ira bien mon chéri. Je vais prendre le prochain bus et je vais te chercher. Ça, je vais faire à tout prix. Je te promets.

Elle faisait une pause, les larmes coulent sur ses joues.

- Premier. Mon Premier. Le premier fruit de mon mariage. Je vais te chercher. Premier commençait de pleurer. Il voulait crier pour que tout le monde l'entendît. Pour que quelqu'un pût les aidés. Il ne voulait pas partir sans sa mère mais les buses commencèrent de fermer ses portes.

Dans le bus, il regardait de la fenêtre comment le figure de sa mère commença de disparaître avec tristesse.

À la fin, il ne restait qu'une personne.

Si tout va bien – Oser

Victoria Mileson

Le monde a changé ce mercredi-là. Bien qu'étant un homme de routine, satisfait de savoir ce qui se présenterait à lui dans la vie, le monde d'Henri avait atteint un point de non-retour.

Le soleil lui brûlait la peau – des taches de rousseur s'étalant sur ses joues. L'air de la montagne était froid et vivifiant. Les arbres étaient d'un vert magnifique et se tenaient debout en se serrant les uns contre les autres comme des pingouins essayant de se réchauffer. Comme d'habitude, il n'y avait pas un seul nuage à voir. C'était l'horizon parfait avec une petite ville au pied de la montagne. Chaque affleurement offrait un refuge contre l'air de la ville et c'était comme si le temps s'était arrêté là-haut sur la montagne. Pour Henri, c'était aussi la maison.

Laissez-moi vous présenter Henri. C'est un homme simple. Il est difficile de se réjouir du changement, de l'apprécier, mais pour Henri, le changement n'est pas moins troublant que la contemplation de l'immensité de l'univers.

Parfois, il a du mal à se souvenir des choses – où il a laissé ses clés, le nom des personnes qu'il a rencontrés, à quoi ressemblait la vue qu'il contemple tous les jours. Pour un homme figé dans ses habitudes, son monde commençait à changer et à s'effondrer entre ses mains.

« Toujours là ? » a demandé le coureur. « Tu ne t'ennuies pas ici toute la journée, tous les jours ? »

« Je ne pourrais jamais », a répondu Henri. « Il y aura toujours plus à voir ici. »

Le coureur a gloussé, secoué la tête, s'est détourné et est reparti vers le bas de la montagne.

Henri ne comprenait pas pourquoi le coureur riait.

Il se réjouissait de sa vie de paix. Il pouvait regarder le monde passer depuis la fenêtre de sa chambre et n'avait pas besoin de s'aventurer dehors que lorsqu'il le souhaitait. Sa vie était petite et se limitait à la montagne, une passerelle pour observer le reste du monde. En haut de la montagne, le monde était à ses pieds.

Henri ne s'intéressait pas à ce que se passait dans le monde d'en bas. Pour Henri, il suffisait de rêver. Il y avait plus de possibilités et le jeu de devinettes qu'il offrait était plus amusant.

« Si tout va bien, tout sera terminé dans un mois ou deux », dit le coureur en reprenant son souffle.

« Qu'est-ce qui sera fini ? », a demandé Henri.

« Ah, j'oubliais que tu as une vie différente ici. Ne t'inquiète pas », a répondu le coureur qui respirait encore lourdement à cause de son ascension. Puis il s'est détourné.

Henri ne comprenait pas. L'un des avantages de vivre en haut de la montagne, c'est qu'on avait tout. On pouvait voir à des kilomètres à la ronde, alors que les autres, en bas, ne pouvaient choisir qu'un seul endroit et devaient imaginer le reste. Henri ne pensait pas qu'il pouvait y avoir une vie en bas et une vie en haut de la montagne si différente, surtout si la vie en bas offrait plus d'intrigues et d'opportunités.

Le lendemain, le coureur a atteint le sommet, où vivait Henri, à 8 h 33. Tous les jours, Henri finissait de prendre son petit-déjeuner en écoutant sa station de radio préférée et descendait pour regarder le monde passer depuis son point de vue préféré sur la montagne pendant les prochaines heures.

Les arbres étaient d'un vert terne ce jour-là, avec des taches d'ombres projetées par les nuages dans le ciel. Ils semblaient plus éloignés, mais comment cela était-il possible ?

Henri a appelé le coureur, « qu'est-ce que tu voulais dire hier ? »

« Les protestations. Elles seront bientôt terminées. »

« Quelles protestations ? De quoi s'agit-il ? »

« Toutes sortes de choses. Le monde est en feu, nous allons tous mourir demain, le monde est trop développé pour son propre bien. Toutes sortes de choses. Ils sont très créatifs – il y a même des enfants qui font des discours à l'ONU. » Le coureur a soupiré, toussé un peu et est reparti vers le bas de la montagne.

Henri avait tellement de questions qu'il ne savait pas par où commencer. Il vaut mieux dresser une liste, pense-t-il ; ces rencontres étaient limitées et Henri vivait selon un calendrier serré.

Sa liste devait être succincte, précise et classée par ordre de priorité. Question numéro un : Que voulait-il dire par « le monde est en feu » ?

Il était 8 h 40 du matin. Henri était nerveux, ce qui lui arrive rarement, car il suit une routine bien établie et il mène un style de vie où il y a peu de gens qui peuvent le perturber. Le coureur a neuf minutes de retard. À 8h42, le coureur a tourné le coin au sommet de la montagne, se frayant un chemin sur les rochers escarpés vers Henri.

« Tu es en retard. »

Le coureur a vérifié sa montre. « Je suppose que c'est le cas – je ne savais pas que j'avais un horaire à respecter. Ils ont coupé un tas d'arbres il y a quelques jours et je n'ai pas encore trouvé de nouveaux marqueurs pour mon itinéraire. »

Henri était déjà en retard sur le programme ; il est allé droit au but. « Que voulais-tu dire par le monde est en feu ? »

« Bah, c'est n'importe quoi, vraiment. Juste des gens qui prétendent que nous polluons l'atmosphère. Il vaut mieux ne pas s'inquiéter Henri, ne les écoute pas. »

« Je ne comprends pas. Le monde n'est pas en feu », a répondu Henri. Il avait raison ; il regardait le monde passer tous les jours et ne l'avait pas encore vu s'embraser.

Le coureur essaie toujours de reprendre son souffle et s'assied à côté d'Henri. Son endurance n'était pas la même qu'il y a quelques semaines – c'est comme si l'air était devenu plus épais et que la montagne n'était plus une échappatoire.

« Tu vois ces arbres-là ? » a demandé le coureur.

Henri a hoché la tête.

« Il y en avait plus, une forêt entière en fait. Maintenant, il y a toute une agitation autour du fait que tout le monde tue la planète et qu'elle ne sera plus jamais la même parce que nous coupons trop d'arbres et que le monde se réchauffe. J'essaie de ne pas trop y prêter attention ; si tout va bien, ça va vite se calmer. »

Henri a apprécié son explication, mais cela n'a toujours pas de sens pour lui. Henri avait remarqué que les arbres avaient l'air différents, mais lorsque quelque chose se produit si progressivement, il est difficile de se souvenir de ce à quoi cela ressemblait auparavant. Les choses étaient différentes maintenant.

Le coureur a regardé Henri, qui était visiblement stressé. « Ne t'inquiète pas pour ça. »

Puis il s'est levé, a commencé à tousser et est reparti sur le chemin de montagne.

Henri s'est dépêché de retourner à sa cabane et se dirige directement vers l'endroit où il garde sa radio. Il l'a réglée sur une station d'informations, attendant une explication sur la

raison pour laquelle le monde était en feu. Il a attendu et attendu, mais il n'y avait aucune mention de la catastrophe imminente que le coureur avait suggérée.

Il a transporté la radio à l'extérieur jusqu'à son emplacement habituel et s'est assis, inspectant la ville en dessous de lui, espérant voir ou entendre un indice sur ce qui se passait en bas et qui lui restait caché sur la montagne. Il n'y avait rien – aucun indice d'un effort pour empêcher un tel destin.

Henri a regardé l'horizon. Les arbres n'étaient pas aussi fournis que dans son souvenir et prenaient une teinte plus brune que dans son souvenir.

Le coureur est revenu le jour suivant, encore en retard. Henri était prêt à attendre, armé de questions à nouveau.

« J'ai besoin que tu m'expliques encore une fois. »

« Écoute, ça n'a pas de sens pour moi non plus », a dit le coureur entre des bouffées d'air.
« On voit que le monde n'est pas en feu, mais tout le monde dit le contraire. »

Le coureur a pris son téléphone et a montré à Henri une manifestation de la semaine précédente. Henri n'avait jamais rien vu de tel. Il y avait des centaines de personnes rassemblées tenant des pancartes et arborent des expressions de colère, toutes marchant les poings en l'air.

Henri a rendu son téléphone au coureur, après qu'il le lui avait demandé trois fois et qu'Henri ne l'avait pas entendu. Henri était fasciné. Il n'avait jamais vu ce genre de solidarité sur la montagne auparavant.

Il est retourné à l'intérieur avant le coucher de soleil cette nuit-là.

D'habitude, Henri lisait un livre avant de se coucher et s'endormait à 22h30. Mais cette nuit-là, il n'a pas pu dormir. Il s'est retourné toute la nuit, avant d'accepter son sort et de décider de faire quelque chose d'utile. En triant tout ce qu'il possédait, Henri est parti à la recherche de sa boîte à outils et de sa vieille télévision qui s'était cassée il y a quelques années et qu'il n'avait jamais pris la peine de remplacer ou de réparer.

Après quelques tours de tournevis, des soupirs d'agacement et la mise en marche et l'arrêt de l'appareil, Henri a réussi à remettre la vieille télévision en marche et à faire défiler les chaînes. Il finit par trouver ce qu'il cherchait – exactement ce que le coureur lui avait dit qu'il se passait – des manifestations dans le monde entier en faveur de l'avenir. Il a vu des appels sans réponse ; aucun effort pour aider le monde à prospérer, mais plutôt à échouer.

Il est tombé sur le discours d'une jeune fille. Elle ne devait pas avoir plus de 16 ans et demandait « comment osez-vous ? » à des foules de gens qui ne reconnaissaient pas la situation dans laquelle ils se mettaient, eux et leur avenir.

Un interrupteur se déclenche dans le cerveau d'Henri et une vague de panique l'a envahi. Quelques heures auparavant, il n'avait pas entendu parler de la crise climatique, mais à ce moment-là, rien ne pouvait mieux décrire ce qu'il ressentait.

Peut-être était-il temps d'abandonner sa vie de routine, de voir ce que le reste du monde avait à offrir tant qu'il était encore là. Et avec ça, Henri a fait son sac en mode survie. Il n'a pas trouvé ses clés et est parti sans elles. Il ferma la porte de sa cabane et est descendu la montagne pour la première fois depuis de nombreuses années.

« Si tout va bien, peut-être qu'il n'est pas trop tard », pensa-t-il.

Italien

Composition du jury

Mara Capraro, lectrice d'italien

Filippo Fonio, directeur adjoint d'UFR en charge des relations internationales

Sylvie Martin-Mercier, MCF d'italien

Emanuela Nanni, MCF d'italien

Diego Pellizzari, ATER d'italien

La piccola insalata

Lilou Terracol

Stava succedendo nel frigorifero di mia nonna. Ho sempre immaginato cosa potesse succedere. Tutto quello che so oggi è che dentro c'era una piccola insalata che mia nonna si era presa cura di lavare e mettere in una ciotola in attesa della sua preparazione. Vi racconterò la sua storia.

Era da un po' di tempo che si familiarizzava con gli altri frutti e verdure che la circondavano. All'inizio, quando è entrata nel frigorifero, è stato un grande shock per lei perché aveva vissuto fino ad allora solo con lattughe come lei, insalate verdi, che gli assomigliavano. Un nuovo mondo si apriva a lei. Sopra di lei, erano disposte sulla mensola vetrata dei bei pomodori rossi, lisci e polposi. Alla sua destra c'erano dei piccoli cetrioli frivoli, stipati in un vaso di vetro. Alla sua sinistra, una grossa verdura viola che prendeva tutto lo spazio. Poteva anche vedere i porri. Ne aveva già visto uno nella sua vita quando era ancora nella terra, ma quelli non sembravano essere in buona salute.

Mia nonna tende a tagliare a metà i porri, così possono entrare nel cassetto delle verdure. E poi non erano solo le verdure, c'erano anche cose strane che non aveva mai visto in vita sua come delle specie di grandi vasi di plastica blu con disegni sopra. Questo colore infame gli faceva male agli occhi. Mi direte che per lei è impossibile vedere cosa succede, dato che la luce si spegne quando si chiude la porta del frigorifero; ebbene, figuratevi che le insalate e in particolare le insalate verdi hanno la capacità di vedere al buio. E questo, pochissimi di noi lo sanno.

Vedeva il sorriso di mia nonna almeno da sette a otto volte al giorno. Al mattino, la vedeva con i capelli arruffati e la vestaglia. Prendeva solo una grande bottiglia bianca e una grande bottiglia arancione. E ogni volta le bottiglie tornavano a metà vuote e poi si riempivano. Uno strano fenomeno che la piccola insalata non sapeva spiegare. Più tardi, nel pomeriggio, aprì di nuovo la porta e prese gli altri intorno a lei. Prese porri e pomodori.

La piccola insalata ha imparato a distinguere i giorni grazie a questo. Infatti, nel frigorifero, non riusciva a vedere la luce del giorno, quindi era mia nonna a ritmare questi giorni. La sera, la apriva solo per prendere quegli strani barattoli di plastica.

Quando mia nonna chiudeva la porta, la piccola insalata era sempre un po' triste di dover stare da sola. Si sentiva terribilmente sola perché le verdure intorno a lei erano tutte molto diverse; di aspetti diversi, di colori diversi, di strutture diverse e non avevano lo stesso modo di comunicare. E poi, li trovava talmente più belli di lei, gli altri erano di una forma armoniosa, di un colore vivace e uniforme, senza difetti. Mentre lei si sentiva tutta raggrinzita e piena di insetti, vermi, larve, afidi che erano in cattiva salute a causa del freddo. È stato molto difficile per lei accettare la sua differenza. Era la prima volta che dubitava del suo aspetto, una cosa a cui non aveva mai pensato prima.

Spesso ripensava alla sua vita precedente, quando ancora aveva le sue radici nella terra. È una sensazione molto piacevole che probabilmente non ritroverà mai. Le mancavano le altre insalate, anche il sole. Quando si sentiva triste, nessuno lo vedeva, e non riusciva a vedere se anche gli altri erano tristi. Ma riusciva a vedere quando mia nonna era triste, sentiva la malinconia negli occhi, nei movimenti lenti, nel modo in cui trascinava i piedi fino al frigo. Ma c'è qualcosa che l'ha particolarmente colpita. Certo, non poteva sapere se le altre verdure fossero tristi ma era comunque incuriosita dal fatto che erano tutte immobili, erano proprio lì e sembravano aspettare qualcosa. Normalmente quando le verdure sono all'aperto, sono vive, ballano, il vento le accarezza, gli insetti vengono a salutarla e gli alberi parlano loro con i loro rami.

All'inizio non si poneva troppe domande, era nella scoperta di questa nuova vita e non aveva tempo di pensare. Ma ben presto si chiese perché. Perché lei, perché si trovava qui in questo frigorifero, con tutte le altre verdure, perché alcuni se ne andavano e perché altri entravano. Se fosse riuscita ad uscire per vedere cosa stava succedendo, avrebbe saputo cosa la aspettava. Una volta vide partire un grappolo di pomodori, il grappolo tornò intatto ma mancavano due pomodori, gli altri restavano immobili. Dove sono finiti quei pomodori mancanti?

Il giorno tanto atteso arrivò molto presto. La piccola insalata era ancora fresca e croccante nonostante il suo lungo soggiorno nel frigorifero. La porta si aprì e mia nonna la afferrò con entrambe le mani. La sensazione di avere mani umane posate su lei, era la seconda volta che

la sperimentava. Prima, era lei la più grande, ogni insetto che le montava addosso era cento volte più piccolo di lei e solo il vento poteva toccarla da tutte le parti.

Il sole che trapassava il finestrino della cucina la accecava, e fece risaltare quel magnifico verde che sfoggiava con semplicità. Lei ebbe il tempo di dare un'occhiata dalla finestra e vide tre vasi di fiori allineati, poi i nostri sguardi si incrociarono senza che io mi rendessi subito conto che era in pericolo.

Mia nonna aveva già tagliato dei pomodori che giacevano nella salsa vinaigrette vicino alla cucina. Quanto alla piccola insalata, capì il suo destino in una frazione di secondo. E all'improvviso, con un coraggio legumiano, si mise a gridare con tutte le sue forze, il suo grido sembrava un canto lirico, non sapevo che un'insalata potesse fare note da soprano come questa! Allo stesso tempo, gridai anch'io e mia nonna lasciò andare la piccola insalata con sorpresa.

Alla fine, non abbiamo mai mangiato la piccola insalata. Prima di morire di siccità, mi raccontò tutta la sua storia. Non la ringrazierò mai abbastanza per la sua apertura mentale e per avermi condiviso la sua visione della vita. Anch'io avrei voluto potere sperimentare la gioia di sentire il vento su di me, di ascoltare gli alberi e di godermi la luce del sole, le piccole bestie e gli animali che mi circondano. Di assaporare la freschezza della rugiada del mattino, di godere di una pioggia che cade in estate. Questa piccola insalata non sarà vissuta a lungo ma abbastanza per vivere le cose più importanti.

Oggi tutti conoscono la storia della piccola insalata, è diventata molto popolare nel mio villaggio. È una storia che si racconta nei caffè, nei bar, e soprattutto nelle scuole. Dovevo trasmettere i suoi valori e onorare la memoria della mia amica. Ho ventisette anni, all'epoca ne avevo sette, e da allora nessuno l'ha mai dimenticato.

Il mio inferno e il mio paradiso

Omaima Taoui

Scendono così calde, salate. Sono liberatorie e bruciano al loro passaggio. Tutto era proibito. I suoi occhi erano la porta dell'inferno. Niente sarebbe stato come prima. Ero pronta? Lo desideravo? Sono stata sincera e così ricorderò tutto.

Eccolo, sta passando. I suoi occhi si illuminano quando si posano nei miei. Mi assalgono i dubbi. Mi ha vista? Ha notato che gli sorridevo da sotto la mascherina? Il suo sguardo era presente ma allo stesso tempo assente. Di uno che ha visto tanto e che è stanco di lottare. Mi immergo nei pensieri. Con quest'ultimi spesso non vado d'accordo, essi mi portano ad una percezione negativa delle persone. Mi chiedo perché non si sia fermato? Non ha notato che stavo soffocando? Tutte queste mascherine che privano delle emozioni umane, stanno rendendo la vita altrui difficile. Non la mia. Io mi esprimo con gli occhi. Dopo 10 minuti è di ritorno. Fresco, riposato. Apre la porta e ci fa entrare. Noi ci sediamo in una sala priva di ogni arredamento. Solo sedie ed un videoproiettore. La finestra aperta sui raggi del sole rende l'atmosfera glaciale. Lui mi fissa di nuovo. E io lotto contro i miei pensieri. Ogni immaginazione è proibita. Illegale. Io e lui non esistiamo, non nello stesso mondo. Incomincia a parlare e sono obbligata a prestargli attenzione. Dopo quella che è sembrata un'eternità è davanti a me. Non posso. Mi sento come un bambino diabetico davanti allo zucchero filato. Parole sfumate che piano piano diventano nitide, mi stava facendo una domanda. «Sto aspettando che mi risponda, signorina». «Ehm... sì, ecco non saprei». Nota il mio disinteresse. Forse lo percepisce come una punizione. Sarebbe la punizione perché non mi ha prestato attenzione quando mi ha schivato in corridoio? È questo che potrebbe pensare? Non riesco a mantenere il contatto visivo. Sorrido con gli occhi ma sono più freddi del ghiaccio. Una guerra stava incominciando in me ed io ero disarmata. Sono distaccata. Passano i minuti. Lui continua a parlare, o meglio a fare il suo monologo. Si meraviglia quando esprimo la mia su alcuni argomenti, catturo per un nanosecondo la sua attenzione poi arriva la delusione, critica ogni mia singola parola. Mi chiedo il perché noi donne più ci maltrattino e più li apprezziamo. Una sorta di "amore per il dolore". O forse ci sentiamo

degli angeli in grado di salvare qualsiasi anima. La loro. Oscura. Mai veritiera. Non ci capiscono.

Urlo ma lui non mi può sentire. Lo vorrei vicino. Urlo ancora ma nulla cambia. Lo prego in silenzio di rivolgermi la luce che rivolge agli altri. Quell'interesse puro di cui vizia gli altri e non me. Lui non può ed io non posso. È questa la triste realtà. Finisce la lezione, ci vedremo tra una settimana. «Arrivederci». Lui non mi risponde.

«Se»... «forse»... «magari»... «io»... «potrei»..., questi sono i frammenti di parole che suonano in me durante il tragitto. Uno di quelli freddi e pensierosi. Uno di quelli fatti di lacrime che bruciano al freddo. E quindi sfumano. Nessuno vedrà. Nessuno capirà quello che provo. Un costante dolore. Una fiamma che vorrei spegnere con l'acqua. Ma per mia sfortuna mi trovo in un deserto.

L'unico contatto che abbiamo oltre alle lezioni sono le email. Quelle fredde e tristi email. In cui lui parla ma io non voglio sentire. In cui ordina ma io non voglio obbedire.

Ormai eseguo tutto meccanicamente. Noia e disperazione si alternano in me al ritmo di una melodia. Una sua mail mi sveglia dallo stato letargico in cui mi sono volontariamente immersa. Richiedeva la mia partecipazione ad un incontro per illuminarmi su alcune questioni. Niente di più, niente di meno. Incubi e insonnie dominavano le mie notti. Emily Dickinson mi accompagna durante il tragitto «*Mi piace l'aspetto dell'agonia, perché so che è sincera*»; questo penso sia l'unico aspetto in cui una persona non può mentire. Ho sempre espresso le mie emozioni, sono un libro aperto. Violato. Deriso. Che tutti possono leggere senza prendersi la briga di capire. Io sto negli scaffali dimenticati, non sono presente nei cataloghi digitali. Nessuno potrà trovarmi perché in fondo mi sono persa anch'io.

La porta è aperta. L'atmosfera è calda. Le tende rosse danno un tocco accogliente ad una spoglia stanza. Gli altri sono tutti seduti. Siamo tutti allineati, in procinto di affrontare una guerra. I suoi occhi si posano sui miei. Questa volta sono vivi. Sanno che ci sono. Durante le due ore a seguire, non smette di darmi la parola. Segue ogni mia espressione. In quel momento sono illuminata. Devo combattere. E così fu. Ho aspettato che tutti uscissero. Come due meteore che collidono, le nostre dita si sfiorano quando gli passo un foglio da lui

dimenticato sul tavolo. Si gira e ritira la mano all'istante. Osserva la sala vuota e si allontana.

«Mi voleva chiedere qualcosa», disse.

«No, volevo aiutarla», dissi.

«Grazie, può andare».

Ho intravisto qualcosa nei suoi occhi. Come un tuono. L'ho visto combattere. Tutto è durato pochi secondi. Le sue parole è come se avessero avuto un doppio significato. Abbasso gli occhi. Mi sento ferita, forse me lo sarei dovuta aspettare. Mi sorpassa e poi silenzio. La porta chiusa mi fa sobbalzare.

Quando penso a ciò che è successo i miei occhi si scaldano. Sono pieni di mare. Mi si annebbiano e non capisco quello che provo. In quel silenzio assordante, mi lascio andare. Un ticchettio di suole mi fa girare. Non faccio in tempo a vederlo che mi ha già presa tra le sue braccia. Un abbraccio caldo. Quello era il paradiso. Il dolore e il suo abbraccio erano la combinazione perfetta per la mia sopravvivenza. Mi sciolgo da lui per ricompormi. Non mi lascia. Sapeva che se ci avessero visti, lui avrebbe pagato il prezzo più caro, questo però non gli permise di allentare la presa. Come se il tempo si fosse fermato, sollevo di poco il viso per catturare la sua espressione. Volevo sapere se anche lui si era perso. Mi fissa. Mi sorride. Non mi aspettavo un seguito. Un bacio fermò tutte le nuvole nere che mi perseguitavano. Erano la conferma di ciò che provavo. Era l'aria fresca di cui avevo bisogno. Lui era il mio inferno e il mio paradiso.

Se tempo fa mi avessero detto che si poteva toccare il cielo con un dito, non ci avrei mai creduto. Ora posso toccarlo. È così bello. La sua barba è ispida e mi graffia la pelle. Lui è più alto di me e ha braccia robuste. I suoi occhi si fondono nei miei. Sembriamo un corpo solo che danza sulle onde del mare. Non avrei avuto rimpianti. Potevo dire di aver vissuto appieno.

Tanti sguardi e poco contatto. La nostra relazione è proibita. Ci vediamo spesso in caffetteria. Ogni suo sguardo su di me brucia. I passanti sono inconsapevoli di quello che succede. Non perdo occasione per sfiorarlo. Voglio essere sicura che non sia un miraggio. Lui è con me. Vede me. Vuole solo me. Ama solo me. O almeno credo.

E a ciel sereno arriva la tempesta. Era sincero. Lo percepivo nei suoi occhi. «*Gli occhi sono lo specchio dell'anima*», diceva Shakespeare. Beh, non ha considerato l'idea che gli uomini possano mettere delle maschere e mentire con gli occhi. È distante. Non comprendo il motivo. Il perché mi tratti con professionalità. Tutto è così confuso niente ha più senso per me.

«Cosa ho fatto?»

«È per il mio bene che lo fai?»

«Qualcuno ci ha visti?»»

I miei messaggi finiscono nel vuoto. A nulla servono le mie suppliche. Mi ignora e i suoi occhi sono vitrei. Di uno che ha lottato e ha perso la guerra. Devo agire, mi son detta.

In un giorno dove la pioggia sapeva di caramello. Mi sono diretta da lui nel suo ufficio. Lo trovo chino su alcuni documenti. Analizzava e analizzava fogli a casaccio. Sente lo scricchiolio della porta. Mi fulmina con lo sguardo. Quasi a obbligarmi a fare marcia indietro. Abbasso lo sguardo e sfido la sua aria intimidatoria.

«La prego di uscire», disse.

«Io... Non me ne vado», dissi.

«Se non se ne va sarò costretto a trascinarla con la forza».

«Lo faccia! Abbia almeno il coraggio di non distogliere lo sguardo».

Un suo collega ha assistito alla scena e siamo stati portati davanti al comitato incaricato di giudicare la nostra "relazione".

«Signorina, cosa dice al riguardo?»

«Mi sono innamorata di questo uomo ancora prima che ricoprisse questo ruolo. In mia difesa posso dire che comprendo la situazione, ma io lo amo. L'amore ha una vena di pazzia ed è ciò che lo rende interessante».

«È consapevole che perderà il suo ruolo, Signore?»

Avrei scommesso che visto il suo distacco, se ne sarebbe lavato le mani di me. Invece disse:

«Ho ucciso i miei sentimenti per questa bellissima ragazza, l'ho amata e l'ho odiata. L'ho avvicinata e l'ho respinta. Sono contento di rinunciare al mio ruolo se è per lei. Nell'amore bisogna osare anche se siamo di due mondi diversi. Lei è il mio inferno e il mio paradiso».

La Bestia

Julia Huguenet

La sento. La sento questa Bestia radicata dentro di me. Sono 10 anni che La fuggo, terrorizzata dal ricordo dell'incubo che l'ha fatta nascere. Sono 10 anni che lotto per interrarLa sempre più profondamente dentro di me. Oserò infine affrontarLa? Non potrò vivere per sempre nella negazione. *Inspira, Morgana... Espira... Conta fino a tre e immergiti. Uno, duo, tre...*

"Buongiorno Morgana..."

Il suono della Sua voce mi fece trasalire. Come una voce poteva ispirare tanta paura?

"Non mi guardi?"

Oh, no non La guardavo. Mi mancava il coraggio. Avevo bisogno ancora di un po' di tempo. Aprire gli occhi significava rendere la Bestia reale. E non ero pronta.

"Povera Morgana, derise la Bestia, sei così fragile... Sai, io **sono** te. Leggo dentro di te e sento la piccola voce nella tua testa."

Grazie, ma questo lo sapevo già... Quante persone avevano già osato affrontare se stesse? Quante erano riuscite? La cosa più difficile era ammettere che stavo per combattermi io stessa... Sono io che l'avevo creata. Dovevo trovare il coraggio di distruggerLa.

Aprii gli occhi, determinata a vincere la mia Bestia interiore. Aveva una silhouette slanciata e faceva tre volte la mia altezza. Il suo viso era simile al mio. Aveva capelli nero carbone e la mascella deformata. Il suo naso era abbastanza lungo. Nei suoi occhi rosso scarlatto brillava una follia malsana. La sua bocca si aprì, lasciando apparire grandi denti appuntiti:

"Non stare ad affannarti, mia piccola Morgana...", sussurrò.

La vidi estendere la Sua bocca in un sorriso che esprimeva tutta l'astuzia di questa Bestia che sonnecchiava dentro di me.

"Non potrai mai vincermi. Sai perché? Perché TU mi hai creato. Se sono qui, è colpa tua. Meriti quello che ti sta succedendo".

"NO! Smettila! Basta! Io... Non... Merito... Tutto questo! Mi senti?"

Mi guardò con un'aria sarcastica:

“Se hanno cominciato a ridere di te, è che hai fatto o detto qualcosa. Non puoi piagnucolare o chiedere aiuto, sei tu che hai provocato tutto questo...”

Ricominciava... Tutto ricominciava... No! Non voglio! Non voglio più sentire tutto questo! Mi accovacciai, provando bene o male a trattenere le mie lacrime, e cominciai ad urlare mettendo le mie mani sulle orecchie.

“Sai che ho ragione, giusto Morgana?”, rincarò.

La vidi sorridere senza aggiungere nulla. Le lacrime continuavano a cadere sulle mie guance. Questo sorriso... Come osava averlo vedendomi così? Come osava rituffarmi ancora una volta in questo stato? Strinsi i pugni finché le mie unghie penetrarono la mia pelle e il sangue cadde dalle mie mani. Come osava provocarmi così? La mia rabbia era al suo culmine.

Questa Bestia, **mia** Bestia, era cresciuta durante questi anni terribili. Dalla frammentazione della mia famiglia, alla mia discesa nell’Inferno, si era nutrita ed era ingrassata, sopraffacendomi un po’ di più ogni giorno.

Quando ridevano del mio fisico e della mia debolezza, Lei diveniva sempre più grande e imponente. E, infine, non avevo solo un demone da vincere. Un bullismo non finisce all’ultima offesa che si subisce o all’ultimo colpo. Oh, no... Prima di potere dire questo, bisogna vincere questa Bestia interiore e...

Sentii d’improvviso la Bestia scoppiare a ridere come i personaggi cattivi nei film. Sorpresa, alzai gli occhi verso di Lei e La guardai.

“Mi fai molto ridere, mia piccola Morgana. Vuoi sconfiggermi, **me?** Ma vivi nella negazione da quasi dieci anni. Mi hai lasciato crescere e mi usi per giustificare la tua codardia. Infine, ti fa comodo avere questa piccola voce nella tua testa che ti ricorda che non vali niente, che sei orribile con la tua mascella deformata e che sei soprattutto debole... Vuoi realmente sbarazzarti di me? Ma poi come farai senza me?”

Caddi in ginocchio. Aveva ragione e lo sapeva. Oserò contraddirLa? Arriverò un giorno a liberarmi dalle Sue catene di velluto?

“Smettila di lottare, continuò. Sono troppo forte! Sei debole e non puoi niente contro di me!”

“NO!”

Sentii di nuovo delle lacrime cadere sulle mie guance e urlai:

“NO! DEVO lottare! Siamo nella mia testa dopo tutto! Non vivo né per *Te* né attraverso *Te*! Voglio e devo solo vivere per *me*! E solo per me!”

Mi misi a ridere e asciugai le mie lacrime.

“Ma... Ma... cosa fai?”, replicò la mia Bestia sconvolta.

Cosa facevo? Riprendevo la mia vita in mano, perbacco!

“Sei potente solo perché ti ho lasciato esserlo. Ne ho abbastanza di esserti sottomessa. Ora basta!”

“Sei diventata completamente pazza! Sono invincibile. Mi hai creato per questo.”

“Non ti ho creato. Sei apparsa in un momento in cui non avevo la forza di resisterti e hai preso il mio aspetto per convincermi che dicevi la verità. Ma tutto ciò che hai fatto da quando sei arrivata è distruggermi dall'interno. E anche se non capisco, perché ci ho messo tanto tempo a capirlo, ora so ciò che SEI e intendo bene distruggere la tua cosiddetta potenza.”

“Che cosa ti sta succedendo, mia piccola Morgana? Non sfidarmi, avrai solo i tuoi occhi per piangere e il tuo corpo per tremare”, mi minacciò allora.

Sempre lo stesso sorriso... La Bestia mi faceva sempre paura. Tremavo tanto che ebbi delle difficoltà a rialzarmi. Era sempre così grande, così imponente. Come potevo vincerLa?

La sentii ridere ancora più forte.

“Smettila di cercare, Morgana. Non puoi fare niente dalla cima del tuo povero metro e mezzo!”

Cogitavo. Esisteva ovviamente una maniera di dominare la Bestia! Mi immaginai allora la felicità se avessi un'arma che potesse renderLa insignificante se non inoffensiva...

È in quel momento che apparve una magnifica spada incrostata di diamanti. La mia Excalibur, la mia spada di Grifondoro. Con un urlo di rabbia, la presi e mi lanciai senza aspettare di più verso la Bestia e le tagliai il braccio destro. Tornai indietro per riprendere fiato.

“COME OSI?”, si indignò.

Rialzando la testa la vidi sanguinare. Urlava di dolore. Sentii nella sua voce tutta la sua paura che aveva di sparire. È stato in quel momento che realizzai improvvisamente che

si nutriva delle mie debolezze. Però, ormai, non avevo più paura di Lei e del mio passato, non ero più triste e riprendevo fiducia in me. Era grande solamente perché La lasciavo nutrirsi tranquillamente. Non l'avrei più lasciata continuare così.

“NO! NO COSA STAI FACENDO? AHHHHHH!”, si sgolò.

La guardavo rimpicciolire con una rabbia profonda che bruciava nei miei occhi.

“Faccio ciò che avrei dovuto fare da molto tempo”, risposi. “Mi hai convinto di molte cose. Ma è finita. Sono bella. Sono forte. E sto per ridurti a nulla.”

Aggiungendo il gesto alla parola, mi gettai su di Lei e gli tagliai il secondo braccio mettendo fine così alla mia impotenza, ai traumi legati al mio passato. Si ritrovava disarmata e, la mia paura essendo totalmente sparita, rimpiccioliva tanto che potei incatenarla e rinchiuderla in un angolo del mio spirito.

Avevo ripreso il controllo della mia vita, conservando comunque nella memoria tutto ciò che mi aveva forgiato.

Non lasciatevi divorare dalla vostra Bestia. Può prendere molti anni, ma c'è sempre un modo di vincerLa. La vita è bella. Non dimenticate il vostro passato ma non rifugiatevici. Osate vivere la vostra vita.

Russe

Composition du jury

Isabelle Després, PR, littérature

Youlia Sioli, ATER, littérature

Daria Terebikhina, doctorante contractuelle / enseignante vacataire, littérature

Laure Thibonnier, MCF, littérature

Мое признание

Viachaslau Mushysnki

Ровно три года назад я перевелся в новую школу. Смена обстановки далась мне достаточно тяжело. На дворе был январь, белый, как генерал Колчак, и холодный, как город Ханты-Мансийск. В этот день я познакомился с тобой, одной из моих новых одноклассниц. В тот же самый день я влюбился в тебя. Три года назад. В твоём имени как раз три слога. Лишь три, но каждый вызывает у меня бурю эмоций. Только три, так мало, но в то же время фатально много, три бесконечно повторяющихся в моей голове слога, раздающихся будто звон колокола в старой, но до боли знакомой и родной с самого детства часовне. Это похоже на одержимость: за эти годы каждый из слогов твоего имени стал частью меня, обязательным условием моего существования, *действительностью, эссенцией*.

Мы учились с тобой в одном классе. Ты немного младше меня, но это никак не мешает моим чувствам. Знакомы мы с тобой уже три года. Три года я не могу сказать тебе о том, что я чувствую. Я задаюсь вопросом: «Почему же»? Причин, наверное, много.

Я никогда не был достаточно уверенным в себе. Всегда был слишком закрытым, каким-то безразличным ко всему, что окружало меня. Смотрел глупые сериалы после школы, любил читать на уроках и в общественном транспорте. Общался мало с кем, но не потому, что никто не хотел, а просто моя инертность и равнодушие не располагали к каким-либо межличностным контактам. Я никогда ничем не выделялся, разве что своей посредственностью. Я – олицетворение скуки и серости, будто ноябрь, слякотью, грязью и холодом вводящий в уныние, заставляющий сердца людей черстветь. Ты – яркая, будто лиственный лес в конце весны, радующий взгляд своими живыми и светлыми красками. Олицетворение всего того, чем я быть не могу, но хотел бы, при этом ни разу не осмелившись изменить что-то.

Ты мне кажешься слишком идеальной для такого человека, как я. Твой острый ум, широкий кругозор, начитанность и интеллектуальная зрелость. Твоя донельзя привлекательная, но в то же время неординарная внешность, способная, как мне кажется, очаровать любого. Ты внешне добрая, но в то же время требовательная к

окружающим, ведешь себя как в древнегреческой трагедии, мало обращая внимания на то, что прямо тебя не касается, всецело растворяясь в собственном превосходстве. Но мне это все тоже нравится. Я восхищаюсь всем, что присуще тебе, без каких-либо исключений. Просто иначе не могу.

Сегодня, читая книгу одного японского автора, я понял: надо действовать. Как и главный герой этой книги, я испытываю благоговение перед тобой, перед **Прекрасным**. Да, я должен осмелиться тебе сказать об этом, иначе для чего же я столько страдал. Все мои размышления, которые продолжаются вот уже четвертый год, не привели к чему-либо конкретному. За такое время я же должен был набраться смелости, чтобы признаться! Набраться решимости, чтобы все тебе объяснить. Рассказать тебе о том, что я чувствовал все это время. О моих переживаниях, о том, что занимало все мои мысли эти долгие три года.

Те самые мысли, беспорядочные и обрывистые, хаотичные, и в то же время направленные на одну тебя, на ту, для которой, кажется, существуют рассветы, туманы, океаны и моря, само небо, звезды, планеты.

Этот образ мышления, безусловно, носит паталогический характер. Но с собой сделать я ничего не могу: я растворен в своих чувствах к тебе, при этом ощущая себя из-за этого виноватым, и, как Стивен Дедал, желая искупить свой грех. Причем я сам не понимаю, в чем он заключается. Разве чувства, искренние и чистые чувства к тебе могут быть порочными? Мне не удастся понять даже самого себя...

Если бы я только мог сказать тебе о своих чувствах! Если бы я мог избавиться от сомнений, осмелиться выразить все, из-за чего страдаю уже столько времени. Я хочу признаться тебе, рассказать тебе все, но что-то меня постоянно останавливает. И правда, я ведь даже не знаю, почему я люблю тебя, *за что*. Влюблен ли я в три пресловутых слога твоего имени, в твою внешность, в твой характер, или же в твой интеллект?

Является ли это «магией притяжения», любовью сугубо иррационального характера, о которой написано уже столько, что даже стыдно думать об этом. Стыдно думать о том, что моя любовь может превратиться в сюжет, в заранее кем-то описанную

последовательность действий, в набор холодных, бесчувственных знаков, в машинный код, на исполнение которого я обречен, как и любой другой несчастный, оказавшийся на моем месте.

Я совершенно не понимаю, как избежать этого. Хочется думать, что это вообще возможно. Даже подбор слов для признания кажется невыполнимой задачей: ведь что бы я ни сказал, все уже было кем-то озвучено. Безусловно, ты знаешь об этом. А я знаю, что ты знаешь. Александр Дюма вместе с Франсуазой Саган и Барбарой Картленд будут смеяться надо мной, находясь там, где все мы когда-нибудь будем. И осуждающий их смех, возможно, обретет свое выражение именно через твой голос. Что уж говорить о возможном развитии событий в случае положительного ответа. Нет, рано об этом думать! Я все же не так самонадеян, чтобы быть уверенным в твоей благосклонности ко мне. А о взаимности я и не мечтаю...

Высказать тебе весь спектр, всю гамму моих переживаний, всю полноту моей любви, все содержание моих чувств. «Моих»... Я даже не уверен, что это все – мое, но сомнения такого характера стоит отбросить. Они только мешают, только запутывают меня, создавая такой простор для реализации моей нерешительности, что кажется, будто осмелиться признаться тебе я никогда не смогу.

...

Теперь, мне кажется, я уже достаточно смел, чтобы признаться тебе во всем. Как граф Мальдорор, готовый схлестнуться в противостоянии с самим Богом. Как Юкио Мисима, в одиночку бросающий вызов установленному порядку, бесполезный, слабый, но все же монументально-величественный. Как тот бык, осмелившийся наконец воспротивиться вседозволенности Юпитера. И правда, я не считаю это честным. Не считаю честным то, что мои чувства не озвучены. Существуют ли они вообще, если о них никто кроме меня не знает? Своим признанием я точно дам им жизнь, предоставлю право на существование.

Я пригласил тебя на прогулку, понятное дело, не упоминая заранее о своих намерениях. Немного собрался с мыслями, наконец подготовил слова, которые все же хочу произнести, даже купил цветы.

И вот я, как Михаил Саакашвили, гордой и уверенной поступью входящий в грузинский парламент с букетом роз, иду на встречу тебе. На твоём лице недоумение: ты не понимаешь, откуда в моей походке столько решимости, которую ты раньше никогда не видела, зачем мне в руках цветы. Я поздоровался с тобой, натянул глупую, бессмысленную улыбку на своё лицо, и так не обременённое интеллектом, и сказал прямо: «Я тебя люблю». И вся моя ничтожность, все сиротство моего мышления, вся серость и скука выразились в этих трёх словах.

К сожалению, я был обречён повторить судьбу Элиссон Краузе, конечно же (и к счастью), в переносном смысле. Смерть моя была символической: умерла надежда, а чувства мои так и остались при мне, ведь моё признание было таким неуклюжим, кратким, по-детски простым и глупым, что не смогло выразить и тысячной части всего того, что я держал в себе эти три года.

Ты отреагировала на моё признание холодно. Можно это расценить как отрицательный ответ на даже не заданный мной вопрос. Не могу сказать, что я предвидел это, но и неожиданностью это назвать сложно. Оно так, как есть, и точка. Не стоило бы из-за этого испытывать хоть какие-то негативные эмоции, но угнетает факт того, что все три года мои чувства были бесполезными, бесцельными. Или же они таковыми не были? Был ли сам процесс размышления, мои переживания, бессонные ночи и дни, проведенные будто в тумане хоть сколь-либо ценными? Что же именно создает эту самую «ценность», что придает смысл моим чувствам? Ответа на этот вопрос я не имею. Возможно, самым рациональным выходом было бы спросить тебя сразу, как я полюбил тебя, и в случае отказа – переключиться на кого-то другого. Но хотел ли я этого, было ли это *необходимым*?

Ведь я же смог выразить то, что чувствовал. Можно назвать это моей личной небольшой победой. Победой осмелившегося наконец маленького, незначительного человека.

ЗАБЕГ

Elyn Thibault

Я на стартовой линии. Вот я стою перед этой очередью из бегунов и жду. Я жду свистка, который ознаменует начало долгого марафона в 42,195 км. Погода хорошая, и легкий прохладный ветерок ласкает лицо. Мне выдали стартовый номер 261. Во мне нарастают волнение и напряжение, и я поворачиваюсь к двум друзьям, которые улыбаются мне. Их присутствие умиротворяет меня. Я рада, что они здесь, со мной.

Около часа назад, когда проверяли бегунов, мое сердце бешено колотилось. Оно стучало так сильно, что я слышала звон в ушах. Мне казалось, что я нарушаю закон, тогда как мое участие нигде не запрещалось в официальных правилах марафона. Я знала, что мое участие вызовет ажиотаж, но мне очень хотелось участвовать в этом спортивном мероприятии любой ценой. Я хочу пробежать с другими спортсменами на равных, хочу выйти за пределы своих возможностей. Ведь я тоже спортсменка.

Уже почти девять часов. Бегуны вокруг меня толпятся, а некоторые теряют самообладание. Многие даже подходят, чтобы подбодрить меня. И есть те, что бросают на меня презрительные взгляды. Ведь на мне макияж и прическа, что многих шокирует в этой среде, где считается, что марафонский бег превращает женщин в мужланов, или того хуже — вызывают женские заболевания, вплоть до проблем с маткой. Чем ближе время старта, тем больше я волнуюсь. Начинаю сомневаться в своей способности финишировать в этом забеге, хотя я несколько раз преодолевала эту дистанцию во время тренировок. Интересно, а действительно ли я имею право носить этот стартовый номер, несмотря на то, что я зарегистрировалась, не нарушая никаких правил. Вопросы множатся, и я начинаю паниковать. Догадываясь о моих опасениях, Арни, мой тренер, успокаивающе кладет руку мне на плечо. До старта осталось всего несколько минут. Поэтому я освобождаю свой разум, чтобы сосредоточиться на предстоящем событии. За белой линией, начерченной на земле, напряжение нарастает. Мир вокруг меня кажется застывшим, но я чувствую эти последние минуты ожидания словно доли секунды. Десять, девять, восемь, семь, шесть, пять, четыре, три, два, один. Бам! Раздается пистолетный выстрел, и толпа бегунов заполняет улицы Бостона. Улицы сменяются одна другой, а апрельское

солнце делает утро приятным. Несколько облаков плывут на лазурно-голубом небе. Это – идеальная погода для бега.

Я чувствую себя хорошо. Я бегу, и ветер сдувает мои волосы с лица. Я чувствую легкость. Я сделала решительный шаг и официально участвую в своем первом марафоне! Я смотрю на Арни и вспоминаю наш разговор несколько месяцев назад. Изначально он был против моего участия, а сегодня бежит вместе со мной. Мне потребовалось несколько недель, чтобы убедить его разрешить мне участвовать в Бостонском марафоне. Мне пришлось внимательно перечитать все правила, чтобы узнать, запрещено ли участие женщин в этом спортивном мероприятии. Мне пришлось пробежать на тренировке более сорока двух километров, чтобы доказать ему, что я способна преодолеть эту дистанцию. Как только его условия были выполнены, Арни начал готовить меня к марафону. И вот сегодня Арни и Том бегут рядом со мной, у нас хорошей темп, и мы продвигаемся по плану. Все идет хорошо.

И все бы шло хорошо, но через несколько километров я услышала рев двигателя. Я быстро оглянулась через плечо и заметила машину репортеров. Машина подъезжала к нам близко, но держала определенную дистанцию, чтобы не мешать другим участникам. Я слышала, как щелкают камеры, и смотрела вверх. Журналисты это точно заметили. Не удивлена. Продолжаю двигаться вперед, но слышу нарастающий шум. Я поднимаю голову, чтобы определить источник шума, и слышу крики, доносящиеся из машины. Это организаторы марафона. Вижу только издали, но без труда определяю выражение лица: это гнев. Я разочарована. Разочарована их реакцией, разочарована, но не удивлена тем, что происходит. Вкратце об этом: я игнорирую их и стараюсь сосредоточиться на беге. Мне еще предстоит пробежать более 35 километров, и я не должна отвлекаться на них.

Я думаю о Роберте Гибз, которая пробежала в прошлом году менее чем за три с половиной часа. Именно она вдохновила меня, и именно благодаря её успеху я осмелилась сделать то же самое. Единственная разница между нами мне стартовый номер. Но я не считаю, что эта разница настолько важна. Я все так же сосредоточена на своей цели, но крики, которые я до сих пор игнорировала, усиливаются, они полны ненависти и презрения. Они просят меня перестать бежать и убраться с их дороги.

Ставлю галочку в своей голове, но понимаю, что гонка никому не принадлежит, а если бы она принадлежала кому-то, то только бегунам, которые преодолевают 42,195 километра. Они бегут, как греческий посланник, который первым совершил этот подвиг две с половиной тысячи лет назад. Несмотря ни на что, я не сдамся. Я не собираюсь сдаваться, так как потратила большую часть своей жизни на подготовку к этому событию и убедила своего тренера позволить мне зарегистрироваться на марафон. Я уже осмелилась сделать самый решительный шаг, поэтому не может быть и речи о том, чтобы сдать из-за каких-то протестов, даже от самих организаторов. Задумалась и чувствую, какая-то рука схватила меня за плечо, но не для того чтобы меня успокоить. Это не тренер и не мой парень Том. Это зло, которое замыкается вокруг меня. Плечу больно. Это один из организаторов. Я изо всех сил продолжать бежать вперед. Он кричит на меня и просит вернуть ему стартовый номер. А я кричу в ответ, чтобы отпустил меня, сопротивляясь.

В этот момент Арни убирает руку с моего плеча, и я продолжаю бежать по инерции. Еще несколько метров, и снова чувствую, как петля затягивается. Страх нарастает внутри меня, но продолжаю бежать, Том догоняет меня. Одним взмахом он отбрасывает организатора в сторону, и я снова ускоряюсь, чтобы увеличить дистанцию между нами. Я бегу, но испытываю не гордость за участие в этом спортивном событии, а тревогу. Страх за то, что организатор снова схватит меня за плечо, его хватку я чувствую до сих пор. Страх за то, что мне запретят бежать, когда я имею на это полное право. Мучение. На следующих километрах чувствую, что не бегу, а убегаю.

Постепенно, успокаиваюсь и даже немного наслаждаюсь бегом. Но страх остается, хотя и приглушённый. Том и Арчи рядом со мной, и мы бежим по улицам Бостона вместе с другими участниками.

Наступает вторая часть забега. Вокруг нас расцветает весна: цветы тысячи и одного цвета пестрят в траве, обрамляющей дорогу. Зелёная листва деревьев, на которых распускаются молодые почки, шелестит на ветру. Птицы поют, и их щебетание наполняет пространство. Вдоль трассы протекает река. Плеск воды доносится до нас, а отражающийся в ней свет ослепителен. И я слышу аплодисменты толпы, чтобы

подбодрить бегунов. От человеческой массы исходит сила, которая дает нам энергию. Я чувствую, как эта энергия наполняет меня. Чувствую себя хорошо. Бег становится уже не усилием, а радостным автоматизмом. Все мои чувства бодрствуют, но звуки доносятся до меня приглушенно. Я словно в своем мире, в котором существует только бег.

Дорога бежит, и я начинаю уставать. Я только что пересекла отметку в тридцать шесть километров. Чувствую, что от усталости начинает сковывать мышцы, но продолжаю бежать, и ничто не остановят меня. Было бы слишком глупо остановиться всего в шести километрах от финиша. Эту гонку я хочу закончить, пробежав ее полностью. Я хочу завершить этот забег до конца. Мой шаг остается ровным, и я поддерживаю хороший ритм.

После четырех часов и двадцати минут забега, я пересекла финишную черту. Все, наконец-то все кончено! Меня охватывает чувство радости и гордости одновременно. Я очень рада, что приняла участие в этом марафоне. Тем не менее, в моей радости есть привкус легкой горечи: обидно, что меня останавливали организаторы за то, что я женщина, которая осмелилась участвовать в «мужском деле». Я беру себя в руки и сосредотачиваюсь на главном. Какой успех! Я только что пробежала свой первый марафон на официальном спортивном мероприятии! И я первая, кто это сделал, официально! В голове звучит эта фраза:

«Меня зовут Кэтрин Свитцер, и я первая женщина, официально пробежавшая марафон!»

Чёрно-белое бытие

Lola Sibut

А вы помните то время, когда ещё разрешалось цветное? Когда правительство ещё не приняло закон о «черно-белом»? Сегодня всё в серых тонах и уныло. Люди словно дым, они вроде здесь, а вроде нет, будто потерялись в этой жизни. Мы думали, что благодаря новым технологиям, мы сможем контролировать потребление энергии по своему усмотрению, и, как только мы найдем альтернативу ископаемому топливу, мы сможем делать все, что захотим. Но крупные производители решили иначе. Началось все более массовое строительство крупных заводов, все большее значение приобретала вырубка лесов, города оказывались в дыму заводов, а деревня — в городе. И все это для того, чтобы богатые люди стали еще богаче! Конечно, владельцы бизнеса богаты, но я думал, что в обществе, где сырье больше не используется, чтобы не загрязнять окружающую среду, неравенство между богатыми и бедными будет не таким очевидным. Простите, дорогие читатели, я отвлекся. Время и ситуация, в которых находится мир, меня возмущают. Вернемся к нашей истории. В этом пресном и безвкусном обществе, где господствуют только богачи, в одном крупном городе именуемым Европа есть человек, которому предстоит пережить невероятное или просто банальное приключение, решать вам! Представляю вам Льва. Лев — молодой человек, который живет в сером, грязном и унылом городе. Его семья не богата и не бедна, он не женат, у него нет детей, его жизнь обычная и не всегда интересная. Он не красивый и не уродливый, хотя некоторые люди называют его довольно милым. У него вьющиеся черные волосы и глубокие черные глаза, которые сразу же напоминают нам цвет ночи, когда мы в них смотрим. У него черные джинсы и серая футболка, черные кроссовки, как и у всех людей в этом городе, где нелегко выделиться среди других ни тем, как ты одеваешься, ни тем, как ты думаешь. Его дом такой же, как и все дома в этом районе за исключением качелей на террасе рядом с входной дверью. Его район похож на любой другой район города. Люди проезжают мимо, но не останавливаются, чтобы поболтать. Нет радости, ни шума, ни даже звука играющего на улице ребенка. Его город похож на любой другой город страны. Все стало с давних времён черными, темными и враждебными. Из заводских труб валил

черный дым, а огромные небоскребы размещали только офисы. Его мир был скучным и однообразным, но, надеемся, ненадолго.

Однажды, проводя выходные у матери, он пошел порыться на чердаке, чтобы найти старую игрушку своего детства. Когда он вошел на чердак, ему потребовалось некоторое время, чтобы глаза привыкли к темноте, было страшно темно. Когда он осмотрелся в темноте, то увидел комнату, полную пыли, покрытую гигантскими паутинами, тянущимися от одного конца комнаты к другому. Внезапно он почувствовал, как по его шее пробежал ветерок, а когда он коснулся шеи, то почувствовал, как по его коже полз паук. Лев испугался и побежал, пока не добежал до другого конца комнаты. Он схватился за дверь огромного соснового шкафа и с оглушительным грохотом упал на землю. Он услышал, как что-то в то же мгновение упало на землю, что-то вроде большой книги, покрытой пылью. Это был старый фотоальбом. Когда он раскрыл этот фотоальбом, одна из фотографий полетела на пол. Когда он поднял фотографию и настойчиво посмотрел на нее, то вдруг понял, что на этой фотографии люди улыбаются и счастливы, а приглядевшись, увидел цвет: пейзажа, цветов, птиц и даже одежды! Он бросился вниз по лестнице и побежал к матери с фотографией в руке. Он спросил, есть ли у нее в шкафу какая-нибудь цветная футболка. Мать, которая стирала белье, обернулась и ответила ему: «Зачем тебе это знать? Забудь и не спрашивай, иди посмотри в шкафу отца, там дедушкины вещи». Он побежал в спальню и стал лихорадочно рыться в шкафу. Вдруг в его руках оказалась красная футболка. Он стоял ошеломленный перед этой красной футболкой, поразмыслил несколько минут и решил надеть её.

Когда он вышел из дома в красной футболке, все начали на него пялиться. Все смотрели на него не только с удивлением, но и с некоторым опасением. Внезапно в конце улицы завывала сирена. Затем перед ним остановилась полицейская машина. Как это возможно? Откуда они могут знать? Снаружи есть камеры? Во всем городе? Ответ — да, потому что за людьми следят день и ночь. Лев начал паниковать, он побежал, бежал быстро и долго, все ближе и ближе подбираясь к окраине города. После часа изнурительного бега ему удалось выбраться из города. Он продолжал свой путь, пока не пришел к старой деревянной хижине, где и решил переночевать. Ранним утром он вышел из хижины и увидел всю красоту этого нового и необычного для глаз пейзажа.

Лес раскинулся вокруг него. Лучи солнца проникали сквозь листву деревьев, отражая великолепные цвета, нежно смешиваясь с зеленым, коричневым и серым. Цвета были яркими и красивыми. Лев наслаждался ритмом стихии, красками, а также свежим ветром, ласкавшим его лицо, и успокаивающими его звуками. Пришло время возвращаться в город. На въезде в город ему снова преградила путь полиция. Он остановился без всякого сопротивления. Полицейские посадили его в свою машину и отвезли в участок. Как только они добрались до полицейского участка, они начали допрашивать его. Ему задавали десятки вопросов, например, «почему ты носишь цветную одежду?», «Где ты нашел эту одежду?» и многие другие вопросы. Лев сначала запаниковал, потом, выпив стакан воды, откровенно ответил на вопросы полицейских. Затем он оказался в тюрьме за «нарушение закона номер 324, запрещающего всем носить цветную одежду». Его отвели в маленькую камеру с самым необходимым. В глубине её стояла ветхая кровать и, из всех удобств, одна раковина. В каждом углу камеры была паутина, которая вдруг напомнила ему о чердаке. Он содрогнулся при мысли о том, что ему снова по шее поползёт странствующий паук. Он ощупал свою шею, потом руки, потом, наконец, все тело. Когда он понял, что никаких пауков нет, Лев заснул в этой холодной и безлюдной камере.

Он услышал шум вдалеке. Этот шум усиливался и становился все громче и громче. Он почувствовал, что что-то шевелится на его груди, и, проснувшись в своей постели, в своей комнате, в доме своей матери, увидел своего кота, который только что заснул у него на груди. Он взял его на руки, чтобы обнять его, и сказал: «Знаешь, котенок, мне приснился очень странный цветной сон, я даже видел деревья!».

В этот момент его мать, проходившая по коридору, остановилась и сказала ему: «Что ты говоришь, деревьев уже давно нет! Должно быть, прошло не менее пятидесяти лет с тех пор, как было срублено последнее дерево! Почему? Вы верите, в то что наша жизнь была такая, какая она сегодня?! Это всё потому, что человечество всё разрушило!».

Потом она пошла заниматься своими делами, оставив Льва одного в своей постели, в своей пустой комнате, в этом сером домике, в загаженном городе, в опустошенном мире.

Вся эта история заставила его задуматься. А что, если его реальность тоже была всего лишь сном, а на самом деле он был в «Матрице». Эта мысль заставила его улыбнуться, затем он встал и посмотрел в окно. «Как человечество могло прийти к такому, к загрязнению окружающей среды и вырубке лесов?» Он снова задумался. Он вспомнил свой сон и сказал себе, что даже осмелиться теперь носить цветное, и это не так уж и плохо, и это сделало бы жизнь немного ярче для всех. Он думал об идиллическом мире, где больше не будет проблем с загрязнением окружающей среды, но будет царить многоцветие. Будет ли человечеству лучше, если мы будем держать его взаперти, или же позволим ему жить свободно и без всяких законов, контролирующих его?

Мир такой, каков он есть, если бы люди не воевали, если бы богатые не обогащались, то всего этого бы не случилось. Но если подумать, по сути только человеческая природа делает нас такими. Так что вот вам мой совет, дорогие читатели, подумайте о том, чтобы убежать из своей повседневной жизни и осмелиться сделать что-то необычное, открывая для себя новые вещи!



COMITÉ D'ORGANISATION

Organisation : Eléonore Cartellier
Bibliothèque d'UFR : Julie Darnand et Léna Dourin
Communication : Géraldine Grégoire, Christelle Jullien
Direction de l'UFR de Langues étrangères :
Véronique Jude, Anne Boitard

Coordination par langue :

Allemand :
Natacha Rimasson-Fertin (Grenoble et Valence)
Anglais : Eléonore Cartellier (Grenoble) ; Vivien Todeschini (Valence)
Espagnol : Cristina Breuil (Grenoble et Valence)
Italien : Filippo Fonio
Russe : Laure Thibonnier
Français (pour les ERASMUS uniquement) : Julie Darnand

ÉTUDIANTS PRIMÉS

Allemand

Prix de la plongée dans l'intériorité : Sie brannte, Frederik Delpuech
Prix de l'ancrage historique : Das treibende Holzboot, Léo-Paul Motte
Prix de l'originalité et de l'humour : Wagen oder Picky Pikant, Raphaëlle Duhamel

Anglais

Prix de la réécriture : The pig behind the Slaughter, Aicha-Rose Mbareck Monet
Prix de la contre-utopie : Count Down, Dounia Condamin
Prix du suspense : Curio, Benjamin Friel

Espagnol

Premier prix ex aequo : Libertad, Natalia Hincapié Zapata ; Ensueño, Mariana Moreira Dias
Deuxième prix : DOS BATALLAS, DOS PALABRAS, Isabela Berrío Ramírez

Français

Premier prix : Le chercheur du soleil, Mouna El Kassemi
Deuxième prix : Comment vivre la vie de vos rêves ? Susan Atiomo
Troisième prix : Si tout va bien – Oser, Victoria Mileson

Italien

Premier prix : La piccola insalata, Lilou Terracol
Deuxième prix : Il mio inferno e il mio paradiso, Omaira Taoui
Troisième prix : La Bestia, Julia Huguenet

Russe

Prix de l'intertextualité et du second degré : Мое признание, Viachaslau Mushynski
Prix du choix féminin : ЗАБЕГ, Elyn Thibault
Prix de la créativité : Чёрно-белое бытие, Lola Sibut